Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 16 | Marburg i. H., den 16. April | 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Wunderbare Leute — Paulus — Was haben wir von der römischen Kirche zu lernen? 3. Die Erneuerung der evangelischen Kirche — Maurice Maeterlinck. Drittes Stück — Der finnische Bauer und die Hungersnot — „Neue" Lutherbilder — Verschiedenes: Herders Konversationslexikon; Protestantisches Taschenbuch; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Es will sich nicht reimen, daß das Haupt eine Dornenkrone trage, und die Glieder auf einem sanften Polster sitzen. Das ist ein rechter, treuer Knecht, der bei seinem Herrn Gutes und Böses leidet. . . .

Um meiner Sünde willen, wenn es auf mein Leben kommt, kann mich der Teufel wohl erschrecken und angst machen; aber wo ich sehe, daß es um Christum zu thun ist, so frage ich nach seinem Schrecken und Zorn nichts überall. Will er mich fressen, so fresse er zuvor den droben. In meines Herrn Christi Sachen soll er mich nicht traurig machen — sondern nur sein gespottet und aufs hoffärtigste sein verachtet! Ich weiß, das verdreußt ihn und seine Schuppen am allerhöchsten, man kann ihnen keine größere Schalkheit thun.

Das XIV. und XV. Kapitel St. Johannis gepredigt und ausgelegt. 1538

Wunderbare Leute

Joh. 4, 47—54

Wenn wir die Geschichte vom Königischen hören, fallen uns leicht jene unzähligen Geschichten ein, die hin und her in vertrautem Kreise weitergegeben werden, die von einem ähnlichen wundersamen Wissen in die Ferne handeln. Mir ist eine in besonders lebhafter Erinnerung, die in ihrem Ausgang der biblischen merkwürdig gleicht. Sie handelt von einem Kinde, das die Aerzte aufgegeben haben. Und von einem Vater, der in der Angst seines Herzens zu einem tief frommen Mann läuft. Und von diesem Manne, der kein Arzt war, aber mit einer so ruhigen Bestimmtheit, als sage er etwas Natürliches und Selbstverständliches, zu ihm sagt: Geh nach Haus! Dein Bub stirbt nicht. Und der Knabe starb wirklich nicht.

Die Geschichte ist völlig verbürgt. Wir müssen ihr ins Angesicht sehen.

Der Mann wollte kein Wunder thun und er hat kein Wunder gethan. Ich bin überzeugt, als er jenes Wort sprach: Dein Bub stirbt nicht — da kam dieses Wort aus einer inneren Gewißheit, er wußte selbst nicht, wie und warum. Es war, als hätte es ihm ein Anderer ins Herz und auf die Lippen gelegt. Darum sagte er es auch so sicher und bestimmt, als sagte er etwas Selbstverständliches.

Es giebt Menschen, die leben ganz anders in der Welt als wir. Wir leben gleichsam nur auf der Außenseite der Welt, wie die Fliege, die an der Oberfläche der Wand ihr Dasein hat. Wir sehen nur, was vor Augen ist. Wir wissen nur, was wir mit dem Verstande erfassen. Wir kennen gewisse Gesetze, mit denen wir das Weltganze als Kosmos begreifen. Wir reden von Kräften und Wirkungen, mechanischen und chemischen, physischen, mit denen wir uns die Erscheinungen erklären. Aber bei Alledem bleiben wir doch immer auf der Außenseite der Welt. Denn damit sind wir doch nicht dahinter gekommen, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Anders jene Leute!

Die Sage erzählt von Held Siegfried, daß er vogelsprachekund gewesen sei. Jene Leute sind ihm gleich. Sie verstehen die Sprache der Natur, nicht bloß die der äußeren Welt, sondern die Sprache der inneren Gewalten. Sie haben ein Ohr für die Ströme, die in der Tiefe fließen. Sie haben ein Gefühl für die Zusammenhänge dessen, was da geschieht und was da geschehen wird. Sie erfassen die Welt nicht mit dem Verstande, sondern gleichsam mit ihrem ganzen Wesen. Sie stehen nicht außerhalb der Natur, ihr nicht gegenüber, so daß sie etwas Fremdes und Unbekanntes für sie ist, sie stehen vielmehr mitten in ihr, leben mit ihr zusammen. Sie ist ihnen erfüllt mit Mächten und Kräften, mit denen sie in Rapport sind. Mit einer inneren Sympathie kommen sie den Dingen nahe und verstehen sie in ihrem tiefsten Wesen. So haben sie Gewißheiten und Einsichten, hinter die wir Anderen nie kommen.

Ob meine Schilderung ihre Eigenart getreu wiedergiebt? Man müßte selber einer von diesen wunderbaren Menschenkindern, diesen „Welt"-Kindern sein, um sie beschreiben zu können. Aber auch dann mags nicht gelingen. Denn sie selbst werden nicht imstande sein ihr eigenartiges Verhältnis zur Welt darzustellen, so wenig wie ein musikalischer Mensch seine musikalische Natur zu beschreiben vermag.

Aber nun, worauf es hinauswill: von diesen Leuten aus bietet sich die Möglichkeit, auch der Person Jesu Christi und ihrem Verhältnis zur Welt der Dinge und der physischen Geschehnisse ein wenig näher zu kommen. Ich denke, Jesus Christus hat dazu ähnlich gestanden wie jene Leute. Er hat diese unmittelbare Beziehung besessen. Wenn er sagt: Ich und der Vater sind eins, so können wir in diesem Worte mehr als ein ethisches Verhältnis angedeutet finden. Es liegt zugleich darin, daß wie der Vater so auch er zur Welt stand: Ich und die Welt sind eins.

Ich weiß wohl, daß diese Erklärung ein tappender Versuch ist, ihn zu begreifen, wenn er dem Königischen das Wort sagt: Dein Kind lebet. Es ist ein Versuch, zu begreifen, wie er zu dieser Gewißheit kommt. Es bleibt dabei doch Alles ein Geheimnis. Aber wenn wir erkennen, daß da ein Geheimnis waltet, und dann fühlen: hinter diesem Geheimnis ist wirklich

Etwas — dann führt uns gerade die Anerkennung des Geheimnisses dem Verständnis seiner Person näher.

Friedrich Daab

Paulus

„Wer hat mehr Anspruch, der Stifter der Weltreligion zu heißen, Jesus oder Paulus? Wer hat das Recht, als Begründer des kirchlichen Christentums mit seinem Glauben an Erbsünde, stellvertretende Genugthuung, Erlösungsverdienst, Sakramente und heilige Aemter zu gelten, Paulus oder Jesus?“ So fragt Schell im Eingang zu seinem „Christus“. Und daß er so fragt, ist bezeichnend genug. Denn erst durch die Arbeit der evangelischen Theologie in dem verflossenen Jahrhundert ist Paulus so sehr hervorgetreten und hat so außerordentlich an Bedeutung gewonnen, daß seine Stellung zu Jesus und in der Kirche zum Problem werden konnte. Aber leider ist die Erkenntnis von dieser seiner umfassenden Bedeutung und das tiefere Verständnis seiner Person wie seiner Theologie fast ganz ein Besitztum der Theologen geblieben. Und es ist im gewissen Sinne auch vom evangelischen Volke richtig, was Schell vom katholischen sagt:

„Und doch ist Paulus, dieser religiöse Mensch in einzigartigem Sinne, dieser Feuerbrand des gottsuchenden Geistes, nicht einmal ein Gegenstand der religiöser Verehrung in jenem eigentlichen Sinne geworden, wie Maria, die Mutter Jesu, wie Joseph, wie Antonius, wie Aloysius. Der Volksseele ist Paulus immer fremd geblieben.

Wir wundern uns nicht, daß er nicht ein katholischer Volks-Heiliger geworden, sondern bloß ein offizieller Kirchen-Heiliger geblieben ist; denn seine herbe, scharf umrissene Kämpfergestalt ist ganz eigentlich unkatholisch. Aber umso auffallender ist es, daß auch unserm evangelischen Volke dieser unser Apostel im Ganzen noch ein verschlossenes Buch ist, aus dem man zwar einzelne Worte auswendig weiß, das man sonst aber ruhig im Schranke liegen läßt. Paulus aber war mehr als eine Aphorismensammlung über Sünde und Gnade.

Unter allen Christen der ersten Generation ist er bei weitem der hervorragendste, ein wahrhaft genialer Mann. Als Jesus und der Glaube seiner ersten Jünger über diesen Mann, der ihr schärfster Gegner war, den Sieg erfochten hatte, war der entscheidendste Sieg erkämpft, den je das Christentum gewonnen hat.

Es war ein Ereignis auch von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn es ist viel mehr als ein pointiertes Bild, wenn man sagt, daß die große Missionswanderung des Apostels von Antiochien bis Rom ein zweiter, umgekehrter Alexanderzug gewesen sei. Seine Mission, mit der der Siegeszug des Christentums beginnt, ist die Einleitung der letzten und folgenreichsten Etappe jenes großen Kulturkampfes und Kulturaustausches zwischen Abendland und Morgenland, den bereits der „Vater der Geschichte“ als das Hauptthema unsres geschichtlichen Lebens erkannt hat, und der in dem Zuge Alexanders des Großen seinen ersten Gipfelpunkt mit einem äußeren Siege des Abendlandes erreicht hatte.

Die große Mission des Christentums ist aber wirklich des Paulus Werk, das Werk des Mannes, der stolz und tapfer nur von einem Titel wissen wollte: Apostel Jesu, des Christus. Es ist sein Werk, das er als rechter Mann zum Sieg geführt und für das er sein Leben hingegeben hat. Als er starb, bestanden im ganzen Reich, bis hin nach Rom, blühende Gemeinden des neuen Glaubens. Als er für Jesus gewonnen ward, war das Christentum eine kleine jüdische Sekte. So sehr sie im Glauben an Jesus, den für die Sünder gestorbenen und von Gott auferweckten Messias, Leben und Seligkeit gefunden hatten: ganz wußten sie nicht, was sie an ihm hatten. Sein historisches Bild, so viel es ihnen gab, es zeigte ihnen doch immer wieder einen frommen Juden, der um die rechte Auslegung des Gesetzes und um die Reinheit des Tempels gekämpft und gelitten hatte. So saßen sie in Jerusalem, predigten und warteten, daß er herniederkommen werde auf der Wolken des Himmels mit dem neuen Jerusalem und seinen vielen Wohnungen für die armen und frommen Gotteskinder. Wohl wurden sie von ihren Volksgenossen zum Teil gehaßt und verfolgt, wohl waren sie versprengt nach Samaria und bis hin nach Antiochien; aber daß eine neue Religion angefangen hatte über die Erde zu wandeln, und daß die Fülle der Völker in ihr Glück und Seligkeit finden sollte, das wußten sie nicht. Paulus erst hat das Christentum im heißen Kampfe seines Lebens nach innen und außen als neue Religion erfahren und, als die Urapostel es unter dem Druck der altjüdischen Stimmungen nicht mehr vor dem Wiederversinken ins Judentum bewahren konnten, gerettet.

Diese Wirkung nach außen ist nur das Sichtbarwerden dessen, was an gewaltiger Kraft in seinem Innern lebte. Paulus ist ein Held des Willens, ein geborener Führer der Menschen. Er ist auch ein Held des Denkens. Wir sind gewöhnt, die Geschichte des Denkens als die Geschichte der Philosophie zu fassen und für sie solche Männer auszusuchen, die, auf das Handeln verzichtend, große Gedankensysteme aufbauten. Mit Unrecht; denn entscheidendes Handeln ruht auf entscheidenden Einsichten. Und diese treten in originaler Kraft ebenso sehr bei den großen Dichtern und Propheten und bei den großen Willensmenschen auf wie bei den Denkern im engern Sinne. Paulus hat eine ganze Reihe grundlegender Gedanken, vor allem einen neuen Aufriß der Weltgeschichte und gewisse ethischer Grundsätze und Beobachtungen, dem Denken der abendländischen Menschheit für immer eingefügt. Mit seinen Gedanken denken, in seinen Worten sprechen heute Millionen von Menschen, die sein persönliches Leben gar nicht genau kennen. Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der Geist, Werke und Glauben, Gesetz und Evangelium, Kinder Abrahams und Söhne Gottes, das obere Jerusalem, Freiheit im Geist, Knechtschaft des Buchstabens, Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei: alles dies und vieles Andere seine Worte und seine Gedanken.

Ebenso epochemachend ist Paulus in der Geschichte der Religion. Während Jesus ebenso sehr aus der Entwicklung des Judentums seiner Zeit herausfällt, wie er hineingehört, bildet Paulus den naturgemäßen Umschlag der Schriftgelehrsamkeit, die ein Versuch war, das Volk durch ein System von Gesetzesparagraphen nach prophetischem Ideal zu organisieren. Die Organisation wandte sich — hier wie immer aus einem Mittel zum Selbstzweck werdend — schließlich gegen alles Prophetische im Volk: Johannes der Täufer und Jesus stehen im Kampf mit den Schriftgelehrten und Pharisäern. Paulus nun ist derjenige Pharisäer, in dem der Druck des Gesetzes auf eine wahrhaftige und kernige Seele so groß wird, daß sie die Fessel sprengt und sich vernichtend gegen das Gesetz selbst wendet. Gegen alles Gesetz in jeder Religion. Paulus ist der großer Entdecker der Thatsache, daß Gott und Gesetz Widersprüche sind und das Gesetz nur so zu Gott führen kann, daß es uns zur Qual wird und Sehnsucht wirkt. Was bei Jesu das selbstverständliche Leben des Gotteskindes in der Liebe zu seinem Vater war, das hat sich Paulus in der schwersten Stunde seines Lebens erkämpfen müssen. Aber es wurde im Kampf nun auch verteidigt und siegreich gegen alle Gefahren durchgefochten und so der Menschheit gerettet. Noch einmal hat die Naturreligion im Katholizismus es der Menschheit entwunden, bis Luther im gleichen Kampf und durch Paulus Worte es wieder entdeckte.

Daß Paulus diese entscheidende Stellung in der Religionsgeschichte des Abendlandes einnimmt, beruht aber noch auf zwei anderen Gründen. Die abendländische Menschheit hat in ihrer Seele immer zwei Güter durch die Religion gesucht: Reinheit und ewiges Leben. In kaum einem andern antiken Menschen ist diese Sehnsucht so laut und entscheidend kund geworden, wie in Paulus, Keiner hat mit solcher Entschiedenheit geglaubt, daß ihm diese Sehnsucht gestillt sei, und in Keinem hat sich dieser Glaube in eine solche Fähigkeit sittlichen Wollens und mutiger That umgewandelt wie in Paulus. Darum hat er auch in so Vielen dasselbe innere Leben entzündet; und die Flamme seines Enthusiasmus lodert noch immer durch die Jahrhunderte, trotz all der Schlacken, die noch heute, nach dem

langen kirchlichen Verklärungsprozeß, in seiner Persönlichkeit sichtbar sind.

Etwas Anderes machte ihn noch besonders fähig, auf seine Zeit zu wirken und der Art genug zu thun, wie sie die Reinheit und das ewige Leben suchte. In Paulus kreuzen sich die Einflüsse aus allen antiken Religionen, soweit sie in Mysterien und hellenistischer Religionsphilosophie neu gestaltet waren, mit dem eigenartigen religiösen Leben Israels. Wie er nach seiner Religion angesehen der erste Protestant ist, so ist er nach seiner Theologie der erste Katholik. Jesus hat viel einsamer in seiner Zeit gestanden, so sehr er ihr auch angehört hat, und viel einsamer in der „Welt" bis auf den heutigen Tag als Paulus, der von allen Bildungseinflüssen seiner Zeit einen Hauch verspürt hatte. Deshalb hat Paulus auch stärker gewirkt, als Jesus, der für die Heidenwelt mit ihrem Verlangen nach Mysterien, Sakramenten und Philosophie erst durch Paulus wirksam werden konnte. Freilich bleibt es wahr, daß Paulus und Jesus im innersten Kern ihrer Religion zusammen stimmen, daß Beide die Religion der Gotteskindschaft, nicht der Gottesknechtschaft, und die Sittlichkeit des reinen Herzens, nicht des Gesetzes, der Menschheit geschenket haben. Dennoch ist es immer zu beklagen, daß die komplizierte und mit vielen Elementen antiker Frömmigkeit und Weisheit durchsetzte Form, in der Paulus das Evangelium besaß, bis heute noch stärker wirkt als die schlichte und reine Form, in der es Jesus verkündete, und daß gegenüber der glorienumstrahlten Christusgestalt, die Paulus predigte, der „Christus nach dem Fleisch" oft als eine unbequeme Größe empfunden und zurückgestellt wird. Und doch hat der einfache Mann von Nazareth so viel mehr innere Glorie als der himmlische Christus; und er wird weiter und ewig leben und Herzen suchen und selig machen, wenn des Paulus Lehre über ihn längst vergangen sein wird.

Heinrich Weinel

Was haben wir von der römischen Kirche zu lernen?

3. Die Erneuerung der evangelischen Kirche

1. Der Wert und die geschichtliche Bedeutung der römischen Kirche beruht darauf, daß sie, im Unterschied von der griechischen Kirche, sich mit klarem Bewußtsein die Aufgabe gestellt hat, die Völker zu erziehen. Und sie hat vollkommen klar erkannt, daß der Erzieher nur dann Etwas ausrichtet, wenn er Macht hat. Die Macht der römischen Kirche ist ihre Hierarchie. Und die Art ihrer Erziehung ist die gesetzliche, die richterliche, deren Meister gegenwärtig der Staat ist. Wir Protestanten wissen, daß unser wahrer Erzieher der allmächtige Gott selbst ist, der als unser Richter und unser Erlöser die Wiedergeburt in uns wirkt. Die Aufgabe des menschlichen Erziehers ist daher zunächst nur die, in der Seele des Zöglings die Wirksamkeit Gottes in ihm zur Erkenntnis zu bringen. Er thut dies durch sein Wort. Aber jeder Vater weiß, daß das Wort nicht genügt. Das Wort ist ohnmächtig, kann der Erzieher nicht seine Person einsetzen, die Seele des Zöglings durch sie zu gewinnen, daß sie dem Wirken des allmächtigen Richters in ihr sich unterwirft und dem allmächtigen Erlöser sich anvertraut. An die Stelle des Vaters tritt in der römischen Kirche die Hierarchie, kraft ihres Amts und ihrer Weihe. In der evangelischen Kirche tritt an die Stelle der Hierarchie die Gemeinde derer, die dem allmächtigen Erzieher sich hingegeben haben.*) Das Gewissen der Gemeinde soll Macht gewinnen über das des Einzelnen und ihn bestimmen, sein Leben in dem Leben Gottes zu suchen. Das ist nicht juristische, sondern religiös-sittliche Erziehung. Nun wissen wir, daß von Calvin bis Spener diese Erkenntnis immer wieder in der evangelischen Kirche erwacht ist. Durchschlagenden Erfolg hat sie in unsrer Kirche nicht gehabt. Lange Zeit und in weiten Gebieten ruhte man aus auf der irrigen Meinung, für die Erziehung der Gemeinden genüge das Wort; den Erfolg müsse man Gott überlassen. Man meinte also, gegen die Feinde der Menschenseele genüge eine unablässige Kriegserklärung; eine Armee sei zur Bekämpfung dieser machtvollen Feinde nicht notwendig. Das war der tiefste Grund der Ohnmacht der protestantischen und der bleibenden Siege der römischen Kirche.

Verhüllt wurde die Machtlosigkeit unsrer Kirche in der Zeit, in der unsre Staaten noch kirchlich waren, noch Sittenzucht übten. Wir wissen, daß dies seit dem achtzehnten Jahrhundert mehr und mehr ein Ende nahm. Die Duldsamkeit war eine Macht geworden. Sie zwang den Staat, auf sein eigenes Gebiet sich zu beschränken. Aber auch dafür mußten die Völker erzogen werden. So trat der Staat als Erzieher des Volkes neben die Kirchen. Er nahm die Schule mehr und mehr in Beschlag. Davon sehen wir hier ab. Vor allem erzog der Staat die Nation durch Recht und Gericht. Er setzte die gewaltigste äußere Macht ein. Es war ein entscheidender Augenblick, als diese Umwandlung sich vollzog. Den Kirchen mußte nun die Erkenntnis aufgehen, daß sie ihre Arbeit auf das religiös-sittliche Gebiet zu beschränken hätten, und daß die Kirche den Sieg über die andere davon tragen würde, die den größten sittlichen Erfolg hätte. Die Kirchen traten dadurch sich näher. Beiden imponierte Kants tief eingreifende Person und seine mächtige sittliche Erkenntnis. Aber bald ging diese Zeit der sittlichen und religiösen Erhebung unsres Volkes — die Zeit der Befreiungskriege — vorüber. Der alte Kampf begann von Neuem. Noch ein Mal ermannte sich die Hierarchie. Sie kehrte zu ihrer gesetzlichen, richterlichen Volkserziehung zurück, um von neuem die Anerkennung ihrer Unentbehrlichkeit zu erringen. Die evangelische Kirche versank im Punkte der Seelsorge, überhaupt der praktischen Wirksamkeit, wieder in ihren Todesschlaf. „Das Wort thuts"; auf diesem Schlummerkissen ruhte sie aus. Man bedachte nicht, daß jene Losung ebenso richtig wie sinnlos ist. Gewiß thuts das Wort; aber nur dann, wenn es eine sittliche That der sittlichen Persönlichkeit ist. Als Zaubermittel angewendet, wirkt es ebenso viel wie die Zaubermittel der römischen Kirche, die Sakramente: eben Nichts. Wahre Angst erfüllte die herrschende doktrinäre Richtung bei dem Gedanken, daß Gemeinden, die in das Leben der Einzelnen eingreifen sollen, nicht von selbst wachsen, sondern organisiert werden müssen. Und man hatte doch vor Augen gehabt, daß die durch Scharnhorst und Gneisenau wohl organisierte Tapferkeit der deutschen Armee zum Siege, die nicht oder schlecht organisierte bei Jena und Auerstädt zur erschütterndsten Niederlage geführt hatte. Man sah, welche Macht der organisierte Ultramontanismus der römischen Kirche und der organisierte Atheismus der Sozialdemokratie gewannen. Die evangelische Kirche raffte sich nicht auf. Man ließ die Gemeinden in das Ungemessene wachsen, unbekümmert darum, daß sie dadurch zu jeder Thätigkeit unfähig wurden. Man versagte ihnen lange Zeit sogar jede Vertretung. Katholische Lehrgesetzlichkeit, katholisierende Liturgie, katholisierender Kirchenbau — das sollten die Mittel sein, die evangelische Kirche so leistungsfähig zu machen wie die römische. Das Gewand thuts — das war die Losung geworden. Noch heute gilt den Vertretern der katholisierenden Richtung in unsrer Mitte das religiös-sittliche Gemeindeprinzip als die größte Gefahr für unsre Kirche. Der Katholizismus drinnen sorgt für die Erhaltung des Katholizismus draußen. So ist es ja immer gewesen.

Unsre Kirche gleicht dem Lazarus, der, in die Binden und Schweißtücher verstrickt, im Grabe ruht. Und doch ist der ihr wiedergewonnen, der die Auferstehung und das Leben ist, der geschichtliche Christus, der eine ganz andere Macht besitzt als der doktrinäre Christusbegriff der römischen Kirche. Und doch kann unsre Kirche die höchste sittlich-religiöse Macht entfalten, die der christlichen Gemeinde. Die christliche Gemeinde ist im Gegensatz zum kirchlichen Staat der Hierarchie die christliche Gesamtfamilie, die ihre ganze Liebe einsetzt, wenn es sein kann, jedes ihrer Glieder zu retten. Richtend

---

*) Um ganz kurz sein zu können, muß ich hierzu auf meine Schrift: Die evangelische Gemeinde (Gotha, Perthes 1891) verweisen, die freilich nur noch antiquarisch zu haben ist.

und erlösend geht schon im Gottesdienst jeder wahren Gemeinde Gott durch die Herzen. Es ist in ihr die Arbeit Aller an Allen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Das allgemeine Priestertum ist in ihr That, nicht bloß ein Lehrsatz. Die englische Staatskirche wird von den Sekten überflutet, weil es nur bei ihnen zu wahrer Gemeindebildung kommt. Wir können trotz aller Polemik uns gegen Rom nicht behaupten, weil wir die Macht wahrer Gemeinden verschmähen.

Wir meinen oft, daß wir für die Ordnung des Gemeindelebens von der römischen Kirche Nichts lernen könnten. In ihr seien nur die Priester thätig, die Gemeinden nur empfangend. Aber empfangende Gemeinden sind doch auch Gemeinden. Und die Sorgfalt der Priester kann doch auch lehren, vielleicht gar beschämen. Ich habe zuerst bei einem römischen Priester, der in den ungünstigsten Verhältnissen wirkte, ein Verzeichnis der Mitglieder seiner Gemeinde gesehen. Wie steht es damit in unsern Landeskirchen? Und ist nicht ein Verein ohne Mitgliederverzeichnis eine Abnormität? Und die Folge davon? Wo jene, wie es zunächst scheint, recht äußerliche Einrichtung fehlt, da kann man, ist die Gemeinde nicht sehr klein, fest überzeugt sein, daß nicht einmal der Pfarrer die äußerlich oder sittlich Bedrängten seiner Gemeinde hinreichend kennt, und daß sich um viele dieser Unglücklichen die Gemeinde gar nicht kümmert. Die römischen Priester verstehen es wohl, ihre Gemeinden zusammen zu halten. Ihr wirksamstes Mittel ist der Beichtstuhl. Der ist ja aus all unsern Kirchen nun endgiltig entfernt. Ob aber die Liebesarbeit Aller an Allen, die der Angst der Gewissen, Niemand untergehen zu lassen, entspringt, in unsern Gemeinden für den Beichtstuhl bereits den vollen Ersatz bietet, auf diese Frage sei mir die Antwort erlassen. Diese Arbeit können die katholischen Gemeinden nicht übernehmen. Sie sind nur empfangend. Aber gute Menschen und gute Gemeinden wirken nicht bloß durch das, was sie thun, sondern auch durch das, was sie sind. Das habe ich manchmal beobachtet. Es giebt hochgebildete Katholiken, wahre Christen, die alle Mängel ihrer Kirche sehr genau kennen. Sie brechen doch nicht mit ihr. Sie sagen sich und wohl auch uns: „Hier habe ich meine Gemeinde, in der meine Liebe eine Heimat findet. Ihr habt nur den Flugsand eines Predigtpublikums. Wollte ich meine Gemeinde verlassen, dann würde es mir sein, als verließe ich das Vaterhaus, um auf dem freien Felde zu bleiben. Zeigt erst, daß eure Gemeinden mächtiger sind als die unsern, dann will ich zu euch mich wenden." Wie ohnmächtig sind noch unsre Gemeinden. Die Stätten der Genußsucht und der Unzucht mehren sich vor unsern Augen. Die Zeitungen berichten über Sünden, vor denen Alle erschrecken. Ein ernster Denker, Eucken, spricht von der „Kulturkomödie" unsrer Zeit, die den Keim des Todes in sich trägt. Aber was thun die Gemeinden?

Eine starke Macht des katholischen Gemeindelebens ist die Liebesthätigkeit. Der alte Protestantismus, namentlich Luther, wußte gar wohl, daß der wahre Glaube durch Liebe thätig ist. Aber man sah die guten Werke nur als Früchte an, die aus dem wahren Leben unwillkürlich hervorgingen, äußerlich heilsam wirkten, für das Seelenheil aber wenig Bedeutung hätten. Der Katholizismus hielt die Notwendigkeit der guten Werke für das Heil der Seele und zugleich ihre Verdienstlichkeit Gott gegenüber fest. Daß vom Verdienst nicht die Rede sein kann, daß der Mensch Alles nur Gott zu danken hat, das bedarf keines Beweises. Aber die Notwendigkeit der guten Werke für das innere Leben soll Niemand antasten; denn der Mensch wird, was er thut. Der Katholizismus mag von Lohnsucht nicht frei sein, er mag auch von seinen Bekennern Opfer für seine Parteizwecke fordern — Thatsache ist, daß er der Opferwilligkeit seiner Gemeindemitglieder gewiß sein kann, und daß auch sie die Gemeinden fest zusammenhält. Wir lassen es an kirchlicher und außerkirchlicher Liebethätigkeit nicht fehlen. Aber wir überlassen sie dem Chaos freier Vereine, denen es unmöglich ist, mit der äußeren Gabe die höhere, andauernde Seelsorge zu verbinden. Selbst ernste Christen meinen, es sei unmöglich, thätige Gemeinden zu bilden. Aber das wahre Christentum hat im heidnischen römischen Reiche diese Aufgabe vollkommen gelöst; sollte es im christlichen deutschen Reiche dazu nicht stark genug sein? Die Antwort auf diese Frage wird auch darüber entscheiden, ob wir in der That Rom und den Sekten das Feld überlassen müssen.

2.*) Der Erzieher hat nur dann Erfolg, wenn er Macht gewinnt über die Seele des Zöglings. Macht kann er nur dann gewinnen, wenn er unabhängig ist. Er darf Niemand verantwortlich sein als Gott und seinem Gewissen. Die Richter sind die vom Staat bestellten Erzieher des Volkes. Haben sie noch einen anderen Herren über sich als Gott und das Gesetz, dienen sie dem wandelbaren Willen der Gebietenden im Staat, dann ruinieren sie das Volk, statt es zum Gehorsam gegen Gesetz und Recht zu erziehen. Noch mehr als der Richterstand müssen die Erzieher, die Religion und Sittlichkeit im Volke zu erhalten verpflichtet sind, auch der stärksten weltlichen Macht, dem Staate, gegenüber frei und unabhängig sein, sollen sie wirklich für Gott und sein Reich die Seelen gewinnen. Mißtraut ihnen das Volk, dann mißtraut es auch der Religion und der Sittlichkeit, die sie vertreten. Wie traurig, ja wie kläglich es in dieser Beziehung zuweilen um die evangelische Kirche gestanden hat, das ist bekannt. Die evangelischen Gemeinden waren, wie die katholischen, vollkommen unthätig. Die Geistlichen wurden Werkzeuge der herrschenden politischen Richtung. Die politische Reaktion brachte den alten Protestantismus wieder zur Herrschaft. In den Zeiten des Fortschritts konnte der durch Kant und Schleiermacher geläuterte und vertiefte Protestantismus zur Geltung kommen. So ging die Kirche unter im Staat. Sie verlor das Vertrauen. Es beginnt jetzt wieder zu erwachen. Aber noch immer ist die Kirche der Reformation nicht von der Liebe und Begeisterung der Nation getragen.

Die römische Kirche hat in weltgeschichtlichen Kämpfen, oft durch die grausamsten, selbst durch revolutionäre Mittel ihre Selbständigkeit behauptet. Ihre Hierarchie war ein schlagfertiges Kriegsheer. Der kurzsichtige politische Liberalismus, der, wie sie, einen starken Staat nicht erträgt, hat ihr willig Helfersdienste geleistet. Gegenwärtig hat sie die Massen des Volkes für ihren Kampf mobil gemacht. Ihrem Oberhaupte hat sie die höchste Macht, die der Unfehlbarkeit, verliehen. Sie ist bereit, mit der Sozialdemokratie, deren Organisation und politische Absicht der ihren verwandt ist, von Fall zu Fall Bündnisse zu schließen. Sie hält das Christentum in einer veralteten Form fest. Sie ist Partei. Das Bestehen unsrer Staaten ruht auf der freien Entfaltung aller gesunden Lebenskräfte im Volke; an dem Felsen Petri brechen sich die Wogen dieses fortschreitenden Lebens. Die katholischen Völker sind in Folge davon in steter Unruhe, zum Teil papistisch, zum Teil atheistisch. Die Macht des deutschen Staates zu brechen, darin sieht Rom in diesem Augenblicke seine wichtigste Aufgabe, den Kampf, der für seine Zukunft entscheiden soll.

Das evangelische Christentum ist unwandelbar. Gott ist mein Schöpfer, mein Richter, mein Erlöser, Christus und die Gemeinde seine Offenbarung — diese Ueberzeugung heiligt jede berechtigte Gestaltung des Lebens. Sie gleicht der Sonne, die alle Lebenskeime entfaltet. Mit keiner wirklich aus dem Gewissen des Volkes hervorgegangenen Staatsform steht sie im Kampfe. Die evangelische Kirche braucht nicht frei zu sein vom Staat wie die römische, sie kann frei, wie Kunst, Wissenschaft und Recht im freien Staate sich entfalten. Vor allem sind die Gemeinden zu beleben und so zu gestalten, daß sie ein besserer Ersatz für die Hierarchie sind und die Seelsorge Aller an Allen übernehmen können. Auch der geistliche Stand muß frei und selbständig sein, soll er mit Erfolg die Arbeit der Gemeinden, die Seelsorge, leiten können. Die Superintendenten müssen aufhören, Aufseher ihrer Mitarbeiter zu sein. Dadurch wird der geistliche Stand zersetzt, das Vertrauen zu ihm zerstört. Um ihren Superintendenten, ihren Seelsorger, geeint,

*) Hierzu und zu Nr. 3 muß ich verweisen auf meine zwei Schriften: „Der Fortschritt von der lehrgesetzlichen Kirche zur Kirche der religiösen Lebensgemeinschaft" (Leipzig, O. A. Schulz 1901, 75 Pfg.) und „Die Beendigung des Kampfes um das Lehrgesetz" (Breslau, R. Dülfer 1901, 50 Pfg.).

müssen die Geistlichen jedes Kreises unablässig einander wissenschaftlich, sittlich, religiös für ihre große Erziehungsaufgabe erziehen. In den Bezirks- und Landessynoden sind die Erfahrungen zu sammeln, die aus der seelsorgerischen Arbeit der ganzen Kirche erwachsen. Sie müssen die Quellen einer fortgehenden Reform der Kirche sein.

Die wahre Freiheit ist eine große Pflicht. Jede Landeskirche muß daher die Opfer bringen, die zu ihrer Erhaltung notwendig sind. Sie darf sich finanziell von Niemand helfen lassen. Sie muß sich selbst eine Steuer auferlegen, die imstande ist, in Verbindung mit dem Ertrag ihres Vermögens die (jedenfalls gleichen) Normalgehalte der Geistlichen auch in den ärmsten Gemeinden zu decken und zur Erbauung neuer Kirchen einen bestimmten Zuschuß zu gewähren. Niemand wird gezwungen, einer Landeskirche anzugehören. Wer ihr angehört, der kann daher nur freiwillig sich für sie besteuern. Beruht die Existenz einer Landeskirche auf solch einem Opfer, dann bezeugt sie damit vor Gott und aller Welt, daß sie nur die eine Absicht hat, der Nation die Religion und damit die Nation selbst zu erhalten. Den Gemeinden kann man es dann, wie jedem freien Verein, überlassen, für ihre besonderen Zwecke, für ihre Liebesthätigkeit namentlich, sich zu besteuern und ihr Einkommen zu verwalten, wie sie wollen. Nur ist auch hier vom Kirchenregiment das Schwache und jede Minorität zu schützen. Aber aufhören muß, vollkommen aufhören die finanzielle Abhängigkeit der Kirchen und der Gemeinden von außerkirchlichen Organen und das Hineinregieren der Landtage, Stadträte, Stadtverordneten und Patrone in die Gemeinden. Niemand weiß, wie sie zur Kirche stehen. Sie sind vielleicht sogar anderer Konfession. Der katholische Bischof von Sachsen z. B. hat als Patron evangelischer Pfarrstellen für evangelische Geistliche Vokationen zu unterschreiben, in denen sie angewiesen werden, nach der reinen Lehre der Augsburgischen Konfession zu predigen. Das ist doch abnorm. Fordern wir von diesen Organen Nichts mehr, so haben sie uns auch Nichts mehr zu sagen. Wir müssen es achten, daß einst der katholische Oberbürgermeister von Breslau, Forckenbeck, den Magistrat seiner Stadt bewogen hat, seine Patronatsrechte über die dortigen evangelischen Gemeinden aufzugeben, seine Patronatspflichten aber mit $1^1/_2$ Millionen Mark abzulösen.

Wenn die Kirche so auf ihre eigenen Füße gestellt und jedes ihrer Organe befähigt ist, seiner Aufgabe gemäß sich zu bethätigen, dann ist das Kirchenregiment wirklich, was es sein soll, der Rahmen, der den ganzen Organismus zusammenhält. Dann erhält es das Leben der Kirche. Es saugt ihr nicht, wie die Hierarchie, die Lebenskraft aus. Und ein starkes Regiment ist nur da vorhanden, wo die Glieder stark, eigenartig, selbständig sind. Freiheit ist da, wo „Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern ist und lebt.“ In solch einen lebendigen Organismus, der durch das Wechselspiel seiner Glieder lebt, die Kirche umzuwandeln, das ist unsre Aufgabe. Nur solch eine Kirche ist fähig, die römische entbehrlich zu machen und abzulösen.

3. Macht und Freiheit begründen die Weltstellung der römischen Kirche. Der Friede, der in ihr waltet, erhält sie. Die römische Kirche hat ganz Recht, wenn sie meint, zwiespältige Erzieher könnten den Zögling nur verwirren. Darum beugt sie all ihre Glieder unter ihr „unfehlbares“ Lehrgesetz. Mit ihm zu verwachsen, nach ihm das Gewissen zu gestalten, das ist eine unendlich schwere Aufgabe. Die ganze Technik der römischen Kirche gehört dazu, sie zu lösen. Auch denkenden Katholiken wird es darum schwer, von ihrer Kirche sich zu trennen. Es ist ihnen, als müßten sie dabei den Ertrag ihres ganzen bisherigen Lebens opfern. Den Laien wird das lehrgesetzliche Joch leichter gemacht. Glauben sie, was die Kirche glaubt, so schließt das den vollen lehrgesetzlichen Gehorsam ein. Gebildete Katholiken erschrecken vor dem Lehrzwist in der evangelischen Kirche. Dieser Zwist aber ist zunächst ein Rätsel. Religion ist naturgemäß das Einfachste von der Welt, die Entscheidung für Gott und gegen Welt und Ich, also die Entscheidung für das Leben gegen den Tod. Offenbar hätte Gott den schwersten Entschluß uns doppelt schwer, ja fast unmöglich gemacht, hätte er bestimmt, daß wir erst Theologen werden müßten, ehe wir seine Kinder sein könnten. Die sittliche Aufgabe wäre in diesem Falle erst dann zu lösen, wenn eine kaum lösbare Kulturaufgabe gelöst wäre. Die römische Kirche, die Alles beherrschen wollte, hat in Folge davon die wissenschaftliche, die Kulturaufgabe in die religiöse und sittliche hineingezogen. Der Reformation gelang es noch nicht, beide Bestandteile, deren Mischung im Lehrgesetz erscheint, vollkommen klar zu scheiden. Sie konnte, wie die Natur, so auch das Leben der Seele nicht mit dem durch die Erfahrung geübten Auge betrachten, dessen wir nach Jahrhunderte langer Arbeit uns erfreuen. Die Lehre von der durch die Leistung Jesu aufgehobenen Spannung zwischen Gerechtigkeit und Gnade in Gott sah sie noch als die Leiter an, die zum Anschaun der Gnade, des gnädigen Gottes, führe. Das ist für uns abgethan. Wir finden den Allgegenwärtigen in uns. Wir sind seiner so gewiß, wie wir nach Christus es sein sollen. Die Religion, der Verkehr der Seele mit Gott, ruht für uns auf sich selbst. Der Kampf der Theologen ist für uns ein Kulturkampf geworden, der die Religion nicht anficht. Der allmächtige Gott, mein Schöpfer, Richter und Erlöser, Christus und die Gemeinde seine Offenbarung — das ist keine Theologie, das ist die Anerkennung von ewigen Thatsachen, die der schlichteste Laie oft besser versteht, d. h. lebendiger erlebt, als der gelehrteste Theologe. So ist das Lehrgesetz für uns dahingesunken; Religion und Sittlichkeit sind zur vollen Geltung gekommen. Gott selbst ist unser Friede, kein Friede des Kirchhofs, dem gleich, den die Unterwerfung unter ein veraltetes Lehrgesetz in der römischen Kirche erzeugt.

Freilich, so lange der Friede in Gott den Lehrzwist in unsrer Mitte noch nicht begraben hat, so lange wird man in unsrer Kirche nicht aufhören — um mit Häring zu reden — unsre Gemeinden zur Rechten und zur Linken „parteitheologisch“ zu bearbeiten. Dieser Hader, der den Protestantismus in Oesterreich ganz, in Deutschland zum Teil vernichtet und über unser Vaterland das Unheil des dreißigjährigen Krieges gebracht hat, — gleicht der Schlange, der zehn Köpfe wachsen, wenn der eine vernichtet ist. Beendet kann er nur werden, nicht durch Erschöpfung der Streiter, sondern nur dadurch, daß Religion und Sittlichkeit über ihn hinauswachsen. Ohne Zweifel wird Gott uns dazu helfen. Denn die Erkenntnis ist doch sehr einfach, daß man den Vater lieben, nicht wissenschaftliche Streitigkeiten über ihn beginnen muß.

4. Eine starke, freie, friedvolle Kirche zu bilden, dazu gehört ein geistlicher Stand, der für seinen großen Beruf erzogen ist. Die Erzieher des Volkes müssen sorgfältiger erzogen werden als alle Anderen. Auch das weiß die römische Kirche. Sie hat ihre Priesterseminare. Da werden die künftigen Priester von aller nationalen Wissenschaft abgesperrt. Es wird ihnen in der kunstvollsten Weise das katholische und das priesterliche Parteigewissen anerzogen. Aber der falsche Gebrauch hindert nicht den rechten. Unsre Theologen sollen und müssen die ganze Macht der nationalen Geisteswissenschaft, die der Staat durch seine Hochschulen pflegt, auf sich wirken lassen. Ein religiöser und sittlicher Glaube, der diese Feuerprobe nicht besteht, ist nicht wert, daß er existiert, am wenigsten fähig, Religion und Sittlichkeit in der Gemeinde zu erhalten. Wie armselig ist doch das Verlangen, unsre Universitätstheologen kirchenregimentlich und kirchenparteilich zu bevormunden! Lernt erst einmal das Verständnis der Welt- und der Kirchengeschichte, der Geschichte der Kunst, der Philosophie und der Religion, das auf unsern Universitäten gepflegt wird, wirklich kennen. Die ganze Geschichte unsres Geschlechts erscheint da als ein Hymnus auf den Gott, der unablässig sein Licht mehrt im Geistesleben unsres Geschlechtes. Und diese Wissenschaft sollte in mir das Gottvertrauen erschüttern, auf dem die Existenz meiner Seele ruht? Nein, ihr, die ihr hier eine Bevormundung fordert, ihr seid vom Zweifel angegangen, ihr wißt, daß eure Parteitheologie auf Sand gebaut ist, und wollt ihr nun künstlich, und doch vergeblich, Bestand verleihen.

Aber nach der wissenschaftlichen Arbeit bedarf der junge Theologe eine Zeit stiller Sammlung. In ihr muß er, was

er gelernt hat, noch einmal vom religiösen Standpunkt überschauen. Er muß lernen, das religiös Verwertbare von dem religiös Unwirksamen zu unterscheiden. Er muß seine Seele nähren an den Schriften der großen religiösen Genien. Er muß dazu erzogen werden, ganz nur religiös, nicht doktrinär und parteitheologisch zu wirken. Ich weiß keinen andern Weg, den Doktrinarismus, aber auch den äußerlichen und den geistigen Epikuräismus, vor allem aber den Egoismus, so weit menschliche Kraft das vermag, aus der Kirche zu verbannen als diese Sammlung unsrer künftigen Prediger unter der Leitung ganz freigesinnter, aber erfahrner Theologen.

* * *

Es ist nicht meine Absicht, die Vergleichung der beiden Kirchen weiter fortzusetzen. Ich bin gezwungen gewesen, die römische Kirche in ihrer Wissenschaft und in ihrem Wirken gründlich kennen zu lernen. Von ihrer Wissenschaft hat mir nur ihre Apologetik, ihre Wirksamkeit hat mir umso mehr imponiert. Aber keinen Augenblick habe ich daran gedacht, daß wir sie kopieren könnten. In Jahrhunderte langer Geistesarbeit, die Erneuerung des Katholizismus in der Glaubenslehre unsrer eigenen Kirche abstreifend, haben wir durch Gottes Gnade das eine wahre, ewige Evangelium erkannt. Davon können wir kein Jota aufgeben. Aber davon bin ich überzeugt: zu einer leistungsfähigen Kirche kommen wir nur dann, wenn wir auf evangelische Weise thun, was die katholische Kirche in katholischer Weise thut. Wir brauchen Macht; aber nicht die der Hierarchie, sondern Christi und der Gemeinde. Wir brauchen Freiheit; aber nicht die vom Staat, sondern im Staat. Wir brauchen Frieden; aber nicht den unter dem Joch des Lehrgesetzes, sondern durch die Hingebung an die ewigen Thatsachen: der allmächtige Gott, mein Schöpfer, Richter und Erlöser, offenbart durch Christus und die Gemeinde. Wir brauchen einen sorgfältig, aber nicht zu einem katholischen Parteigewissen, sondern für Gott allein erzogenen geistlichen Stand. Die Jahrhunderte haben uns gezeigt, daß Polemik die römische Kirche nicht zu überwinden vermag. Sie muß durch eine bessere Kirche ersetzt werden. Es bleibt dabei:

Die beste Kritik ist in der Welt,
Wenn neben das, was ihm mißfällt,
Einer ein Anderes, Besseres, stellt.

Sulze

Maurice Maeterlinck

Drittes Stück

(Agitur 3)

Alles dies, was Maeterlinck von schweigenden und hörenden Menschen wußte, was von Respekt vor dem Geahnten, vor dem Unbekannten in ihm war, faßte er vor Aglavaine und Selysette, 1896, in dem Trésor des humbles, dem Schatz der geistlich Armen zusammen.

Dieses schöne, gedankenreiche Buch scheint ein schwerverständliches Buch zu sein. Während es dem Einen als ein voller Orgelklang ertönt, liest es der Andere ängstlich als eine dunkle Lehre. Man darf es nicht nehmen wie der Reisende, der seinen Baedeker oder seinen Cicerone anstarrt statt des Kunstwerkes, das lebensvoll und freudig vor ihm steht. Man darf die Maeterlinckſche Ausdrucksweise, die geheimnistiefen Veranschaulichungen, die Symbole, die er verwendet, nicht anstarren, man muß in ihnen immer die ausgestreckte Hand dieses Sehers erkennen und dorthin schauen, wohin sie deutet: nach den Lebenserscheinungen, die ihm aufgefallen sind, nach den Rätseln, die vor ihm auftauchten. Am Rande der sibyllinischen Blätter, die wir die Welt nennen, hat er zögernd, mit weichem Blei, Vermutungen und Fragezeichen niedergeschrieben; es gilt die Stellen zu finden, die ihn fesselten, dann erst wird man die Notizen dieses aufmerksamen und bewegten Lesers begreiflich finden. Sie helfen uns dann mit ihm zu sinnen, zu staunen, zu horchen; sie beleben, sie ermutigen dann unser eigenes Ahnen von den Zusammenhängen im Welt- und Lebensganzen.

Wer etwas Andres von ihm lernen will, ist im „Schatz der geistlich Armen" vor die falsche Thüre gegangen. Maeterlinck bietet kein System, nicht einmal eine Lehre. Er hat nichts vom Rabulisten einer Theorie. Er nimmt das Leben, wie er es findet. Das Leben ist kein System. Für unser Verstehen wenigstens nicht. Darum sehen wir „Widersprüche" im Leben, womit wir sagen wollen, daß unserer Augen erdgemäßes Organ nicht Alles sieht. Und diese Widersprüche durchziehen auch Maeterlincks Buch.

Die dreizehn Aufsätze sind das liebe Textbuch zu den Bildern seiner neun ersten Dramen. Die einzige Rede, die dort und hier geht, ist die von der Seele als dem geheimnisvollen innersten Grunde unsres Wesens. Und was wir dort schauten, wird hier gesagt, daß der Mensch ein Kerkermeister ist, der seinen edlen Gefangenen im Schlaf erhalten will, und ein törichter Kerkermeister, der die geschlossenen Augen des Gefangenen für Schlaf hält. Der Gefangene ist wach, ja, sein Kerker ist offen, er verkehrt mit allen Mitgefangenen, er kennt alle ihre Gedanken, sie kennen die seinen. Das ist für Maeterlinck wie für jeden Beobachter des Lebens ein Anblick voller Rätsel, wie doch das Geistesleben eines Volkes, die Urteile, die Neigungen, die Abneigungen, gleichzeitig, als ob es ein Grundwasser gäbe, das im geistigen Boden eines Volks den unsichtbaren Druckbedingungen nachgiebt, sich heben, sich senken und das in den Schichten der Geistesbildung und in den einfachsten, ungelehrten, des Lesens unkundigen Volksgenossen. Darum setzt Maeterlinck neben diese Textstelle am Rande die Meinung hin, daß die Seele ein Ganzes ist, das in die einzelnen Menschen einströmt, ohne daß sie merken, daß sie in „Seele" leben und atmen, wie Aller Lungen in der allverbreiteten Luft:

> Die menschliche Seele ist ein Gewächs von vollkommener Einheit, und alle ihre Zweige blühen, wenn die Zeit gekommen ist, zur gleichen Stunde.

Daher kommt das gemeinsame Ahnen. Daher kommt die Wirkung von Seele auf Seele, zu der wir gelangen, wenn wir unserem Außenmenschen Schweigen auferlegt haben.

Hier ruht auch Maeterlincks Glaube an die Kraft dieses tragenden Untergrundes, einen Menschen läutern zu können, denn an sich ist „Seele" gesund, bruchlos, Natur, unirrend. Was man „Wollen", „Handeln" nennen möchte, wonach man in den Blättern dieses Buches ausspäht, das ist die organische Wachstümlichkeit des Menschen aus dem reinen Innern unseres intelligibelen Wesens, — jenes Wesens, das, wie Kant meint, zwar die Ursache unsrer Handlungen als Erscheinungen ist, das aber selbst unter keinen Bedingungen der Sinnlichkeit steht und selbst nicht Erscheinung ist — herein in die rauhe Rinde unsres in der Materie und der Zeit wohnenden Menschen.

> Es ist viel weniger wichtig, sein Leben umzuformen als wahrzunehmen, denn es formt sich von selbst um, sobald man es gesehen hat.
>
> Denke oder sprich in diesem Augenblick Dinge, die zu schön sind, um in dir wahr zu sein; morgen schon werden sie wahr sein, wenn du versucht hast, sie heute Abend zu denken oder zu sagen. Versuchen wir nur, schöner als wir selbst zu sein; wir werden unsre Seele nicht überflügeln.

Aber was man im Tagessinne Handeln nennt, ist meistens nur Selbststörung in dieser Wachstümlichkeit von innen nach außen. Die Menschen machen es sich zum Geschäfte, die Seele in der Beseelung ihres Eigentümers zu stören. Maeterlinck nennt das Wort der Sprüche nicht: „Wahre dein Herz, denn aus ihm gehet das Leben", aber er nennt es nur nicht, es steht im Buche auf allen Seiten.

Durch das Werk geht nicht bloß eine einheitliche Grundvorstellung vom Seelenleben, sondern auch eine feste Anordnung der Mitteilung. Maeterlinck arbeitet als Schriftsteller planmäßig, aber dies nicht als ein Systematiker, sondern mit der heiteren, stillbeglückten und gemütvollen Ordnungsliebe eines Sammlers. Die Dreizehnzahl der Aufsätze giebt ihm die Möglichkeit einen Aufsatz in die Mitte zu rücken, den über Emerson; er ist der höchste Pfeiler, über den die Brücke zu den Lebensauslegungen der Bücher La sagesse et la destinée und Le temple enseveli sichtbar aufsteigt. Davor stehen

die Worte von den Bedingungen, unter denen der Mensch seiner Seele inne wird, und jenen Bevorzugten, die der „Seele“ kundig sind: die „Gezeichneten“, die Mystiker, die Frauen, darnach die Anerkenntnis, daß das Leben zwar von den Schatten des Schicksals überdunkelt ist, aber Güte, Ernst und Schönheit unserm Leben doch das Feierkleid des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung überwerfen.

Nur die Schweigenden vernehmen ihre Seele. Wer nicht schweigt, vernimmt nicht. So meint es auch Hebbel in dem schönsten seiner Gedichte: „Zwei Wandrer.“

Die Menschen fürchten das Schweigen, und nicht grundlos, denn man kennt nie die Eigenschaft des Schweigens, das entstehen will. Wenn alle Worte sich gleichen, so ist jedes Schweigen verschieden, und zumeist hängt ein ganzes Schicksal von der Eigenschaft dieses Schweigens zwischen zwei Seelen ab.

Die Worte, die wir aussprechen, haben Sinn nur durch das Schweigen, in dem sie sich baden.

Von dem Schweigen schreitet das Buch zum Erwachen der Seele fort. Es gilt darum, daß sich die Seele der Oberfläche des Lebens nähert, so weit, „daß sich vielleicht einmal unsre Seelen ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden.“ Schon sind die Menschen mehr daran als vordem, die lastende Bürde der Materie ein wenig aufzuheben. Maeterlinck redet davon noch einmal drei Jahre später in dem Aufsatz „Das Reich der Materie“ (in dem „begrabenen Tempel“). Die Seele bereitet sich auf einen Entscheidungskampf vor. Der Druck der Seele hat in der ganzen Menschheit zugenommen, jene unaussprechlichen Dinge, wie Vorgefühl, Ahnung, Sympathie, Antipathie, Entschlüsse, die über uns kommen, beunruhigen heute auch die kleinsten unter unseren Brüdern:

Der Bauer, dem plötzlich die Gabe würde auszusprechen, was er auf der Seele hat, würde in diesem Augenblick Dinge vorbringen, die in der Seele eines Racine sich noch nicht befanden.

Wir beurteilen uns unter einander, der Fremde den Fremden, schon fast Alle nach dem Unsichtbaren allein.

Nahe der Oberfläche ist die Seele der „Gezeichneten“, der Avertis. Es steht ihnen das frühe Sterben auf dem Gesichte geschrieben.

Begegnen wir denen, die nicht lange leben werden, so sehen wir nicht sie, sondern das, was ihnen zustoßen wird. ... Oft haben wir nicht Zeit, sie wahrzunehmen, sie gehen dahin, ohne Etwas zu sagen, und dann bleiben sie uns für immer unbekannt. Aber Andere verweilen ein wenig, sehen uns an, indem sie bedeutsam lächeln, scheinen auf dem Punkte, zu gestehen, daß sie Alles begriffen haben, und dann, gegen das zwanzigste Jahr, entfernen sie sich eilig, indem sie ihre Schritte zurückhalten, als hätten sie entdeckt, daß sie sich im Hause irrten und ihr Leben unter Menschen verbringen wollten, die sie nicht kannten.

So tief waren Maeterlincks bestimmte Lebenseindrücke von dem Wissen dieser Avertis um den Tod, das kein Wissen ist im gewöhnlichen Sinne, und unserm Wissen darum, das kein Wissen im gewöhnlichen Sinne ist, daß er noch einmal in geheimnisvoller Rede auf dieses stumme Auftauchen des Todes hinter den Vorbereitungen des Lebens 1892 in dem Aufsatz „Glück“ im Begrabenen Tempel zurückkommt (dort St. 183).

Es giebt Beobachtungen noch anderer Art, an denen man so recht merken kann, wie wenig die uns geläufigen Thatsachen uns zum Verständnis helfen: „die Thatsachen sind nur die Vagabunden, Spione oder Nachzügler der großen Gewalten, die man nicht sieht.“ Und diese Beobachtungen führen im vierten Aufsatze zu der Frage: „Giebt es eine mystische Moral, die in Gegenden herrscht, welche weiter abliegen als die unsrer Gedanken?“ Maeterlinck scheut nicht vor dem Gedanken zurück — er hat ihn dreimal mit Entschiedenheit ausgesprochen, hier, in „Weisheit und Schicksal“ und in dem Aufsatze „Die Vergangenheit“ im Begrabenen Tempel, dort allerdings in wesentlicher Umformung, — daß die „Seele“ des Bösen keinen Anteil an den Sünden hat, die der peripherische Mensch beging:

Tausend Meilen von ihrem Thron sind sie begangen worden; und selbst die Seele des Sodomiten könnte mitten durch die Menge gehen, ohne Etwas zu ahnen, und in ihren Augen läge das durchsichtige Lächeln des Kindes.

Wir merken daran, daß wir instinktiv dem schlimmsten Feinde, wenn er tot ist, verzeihen, die Seele über das grausamste Unrecht stellen, daß wir innerlich, unbegreiflich belehrt sind über den Abgrund, der zwischen der „Seele“ und den Handlungen ihres Trägers liegt. Und dann, wie verstehen wir es anders, wenn —

ein Held oder Heiliger seinen Freund unter Gesichtern wählt, denen man ohne Not die Gewißheit abliest, alles Niedrigste zu denken, aber er sich nicht in einem brüderlichen oder menschlichen Dunstkreise neben einem anderen Wesen fühlt, dessen Stirne die höchsten und großherzigsten Träume verklären? Was hat das zu bedeuten? Und welcherlei Aufschlüsse giebt es uns? Giebt es also höhere Gesetze als die, welche unsere Gedanken und Handlungen beherrschen?

Und wo liegen die Verfehlungen der zentralen Seele?

Woher stammt das Dunkel jener mystischen Uebertretungen, das sich zuweilen auf unser Leben legte und es plötzlich so furchtbar machte zu leben?

Kämpft unsere Seele unsichtbar gegen Gott?

Den Frauen ist es geworden, so führt der fünfte Aufsatz aus, daß sie in ganz anderem Maße als die Männer bis zum heutigen Tage den mystischen Sinn auf Erden bewahrt haben. Sie haben alle Beziehungen zu den Urgewalten, die uns versagt sind, wir halten uns zu sehr in den Niederungen des Verstandes auf. In der Nähe der Frauen hat man zuweilen und vorübergehend „ein klares Vorgefühl“ von einem Leben, das sich nicht immer mit dem Erscheinungsleben deckt; es bringt uns den Thoren unsers Wesens wieder nahe.

Von den Frauen, den unbegreiflich wissenden, wendet sich Maeterlinck zu den Mystikern. Hier stattet er seinen Dank an das ab, was ihm die Mystik war; was ihm im besonderen Johannes Ruisbroeck war. Sie ist das eigentliche Organ, den letzten Rätseln des Daseins sich zu nähern, durch Ahnung, durch Schweigen und Vernehmen, durch jenes Raumlassen, das unsere göttliche Seele benützt, um zuweilen über die Schulter ihrer Schwester, unserer menschlichen, an Denkarbeit gebundenen Seele, zu lächeln. An der Mystik sollten alle Menschen ihren Anteil haben. Wenn Bücher nicht veralten, so kommt es nur daher, daß das in ihnen vorhandene mystische Element sie jung erhält. Die körperlosen, die wortlosen Gewißheiten der Mystik unserer Seele grenzen an die unauflösbaren Gewißheiten des Mutterherzens, an die fraglose Sicherheit der Liebe. Worte dienen da nicht:

Sie sind zum gewöhnlichen Gebrauch des Lebens erfunden worden, und sie sind unglücklich, unruhig und befangen wie Landstreicher vor dem Throne, wenn sie von Zeit zu Zeit irgend eine königliche Seele wo anders hinführt.

Die großen Mystiker richteten unsere Blicke auf die dunklen Gebirge des Alls, in die dunklen Gründe; Emerson erinnert daran, daß der Alltag im Ganzen der Stoff unseres Lebens ist. Maeterlinck begrüßt ihn mit Freuden, „den guten, morgendlichen Hirten der fahlen und grünen Wiesen“, „den aufmerksamsten, beharrlichsten, redlichsten, peinlichsten und vielleicht menschlichsten Warner.“ Kein Aufsatz unter den dreizehn ist so lehrreich wie dieser über Emerson, keiner auch so hübsch. Nirgendwo spricht Maeterlinck so klar seine Seelenlehre aus, nirgendwo zeigt er so klar, daß er der Verfasser von Weisheit und Schicksal sein wird, dem Buche der sechs Werktage des Alltags. Maeterlinck hat vom Eingang seiner Schriftstellerei an ein liebendes Auge für die kleinen Leute, im „Eindringling“, noch mehr in „Drinnen“ ist ihr Leben nachgeschaut und in treuen Linien gezeichnet. Die schönsten Lebensmomente, die er im Schatz der geistlich Armen für die Wirksamkeit der „Seele“ anruft, sind dem Leben kleiner Leute entnommen

Nicht diesen Armen habe ich gesehen, der auf den Stufen meiner Schwelle ein Almosen erflehte, aber etwas Anderes habe ich gewahrt, in unseren Augen grüßten und liebten sich zwei gleiche Schicksale.

Der Held bedarf der Zustimmung des gewöhnlichen Menschen, aber der gewöhnliche Mensch verlangt nicht nach der Zustimmung des Helden und verfolgt seinen Weg ohne Hast, wie einer, der alle Schätze am sicheren Ort weiß.

Hier ist Johann, der seine Bäume beschneidet, dort Peter, der sein Haus baut, du, der mir von der Ernte spricht, ich, der dir die Hand giebt, — aber wir sind auf einen Punkt gebracht, wo wir die Götter berühren, und wir erstaunen über das, was wir thun.

Lehrt uns die kleinen Stunden des Lebens achten!

Emerson ist umrahmt von Mystikern. Vor ihm stand der dunkle, einsame Ruisbroeck, nach ihm steht der helle, gesellige Novalis. Ihn liebt Maeterlinck, weil er so kräftig das Walten des transzendentalen Ich betont hatte. Im Hinblick auf Novalis Schriften, denen dieser Aufsatz zur Einleitung gedient hatte, sagt er:

Nicht auf der Schwelle der Leidenschaften findet man die reinen Gesetze unsres Wesens. Es kommt ein Augenblick, wo die Erscheinungen des gewöhnlichen Bewußtseins uns nichts mehr nützen und unser Leben nicht mehr berühren. Ich gebe zu, daß dies Bewußtsein oft vielseitig anziehend ist und daß es notwendig ist, seine Kniffe zu kennen. Aber es ist eine Pflanze der Oberfläche und seine Wurzeln fürchten das große Feuer im Kern unsres Wesens.... Der auf sich selbst gestützte Geist ist nur eine Lokalberühmtheit, die den Fremden lächeln macht. Es giebt noch etwas Anderes als den Geist; auch ist er es nicht, der uns mit dem Weltall verbindet. Es ist an der Zeit, daß man ihn und die Seele nicht mehr verwechsle.

Um an einem gewissermaßen recht weh thuenden Beispiele zu zeigen, wie sehr wir uns daran gewöhnt haben, das Leben der peripherischen Seele als Seelenleben zu betrachten, und wie taub wir dadurch gegen das eigentliche Leben geworden sind, nennt Maeterlinck die Tragödien der Weltlitteratur als Zeugnisse unsrer Roheit:

Was können mir Wesen sagen, die von einer fixen Idee besessen sind und keine Zeit zum Leben haben, weil sie einen Nebenbuhler oder eine Geliebte umbringen müssen?... Die Psychologie des Sieges und Mordes ist etwas Elementares und Ausnahmsweises und der unnütze Lärm eines gewaltsamen Vorganges erstickt die tiefere, aber zögernde und verschwiegene Stimme der Dinge und Wesen. ... Sollte das Glück keinen längeren Arm haben als das Unglück, und sollte manche seiner Kräfte der menschlichen Seele nicht näher kommen? Muß man auf alle Fälle heulen wie die Atriden, damit ein ewiger Gott sich uns im Leben zeige, und läßt er sich nie zu unserer stillen Lampe hernieder?

In den Tragödien der Vergangenheit kann Maeterlinck nur von dem seelischen Unterstrom berührt werden, der verborgen hinter dem äußerlich notwendigen Dialoge rinnt. In Ibsens „Baumeister Solneß" rauscht Etwas von diesem verborgenen Strome, so meint Maeterlinck.

Die Tragödie führt den Denker zu dem, was man Schicksal, Stern nennt. Die Betrachtung nähert sich den Leidensstunden der Seele. Es hieße ja bei der Beschäftigung mit den Rätseln des Daseins am Schwermütigsten vorübergehen, wenn man übersähe, daß der Mensch ein Wesen ist, in dem sich das Unglück eine Stätte bereitet. Der Weg, auf dem man das Schicksal findet, führt nicht bloß mit dem Unbekannten, das aus der Welt in die Seele eingreift, in diese hinein. Es wird offenbar, in welch hohem Maße die Seele selbst ihr Schicksal ist. In zwei Sätzen spiegelt sich diese Doppelnatur des Schicksals ab:

„Welcher Mensch arbeitet nicht unbewußt daran, den Schmerz zu schmieden, der den Wendepunkt seines Lebens bilden wird? Entsinne dich des Tages, der für dein Leben verhängnisvoll ward. Wer von uns wurde nicht vorher gewarnt, und obwohl es uns heute scheint, das ganze Schicksal hätte geändert werden können, durch einen Schritt, den man nicht gethan, eine Tür, die man nicht geöffnet, eine Hand, die man nicht erhoben hätte, — wer von uns hat nicht vergeblich, ohne Kraft und ohne Hoffnung, auf dem Pfad zwischen den Wänden des Abgrunds gerungen — gerungen gegen eine Macht, die unsichtbar war und ohnmächtig schien?*)

Es bindet ein Mysterium des Daseins diese zwei Seiten zusammen. Der in uns wollende Wille erscheint uns als die reiffte Frucht des Schicksals. Wir sind die Selbstvollzieher des uns so rätselhaft Zugedachten.

Aber in den Reaktionen unsres Wesens gegen das in uns sich vollziehende Schicksal vermögen wir Schmerz in Schönheit zu verwandeln:

Werden, wenn du rein bist, nicht auch deine Leiden rein sein? Heißt es nicht die Zukunft beherrschen, wenn man verstanden hat, die Vergangenheit in dies und jenes traurige Lächeln zu verwandeln?.. Wir sind nur soviel wert, als unsre Unruh und Schwermut wert sind.

Wir erkennen, daß unser Leiden ein Durchfluten vergangener Wellen und Hinausfluten des Zukünftigen ist, daß es nur eine Durchgangsstelle ist.

Es ist schön, seine Trübsal zu mehren, weil dies sein Bewußtsein erweitern heißt, als welches der einzige Ort ist, wo man sich leben fühlt.

So kommt Trübsal als ein Geschenk durch Vererbung an die Zukunft, so vermehrt sie das Bewußtsein der Erde.

Der leidende Mensch ist nicht ein verlassenes, pfadloses Kind, er ist der Kreuzungspunkt unendlicher Wege aus der Vergangenheit in die Zukunft, aus der Tiefe in die Breite. — Man kann gerade in diesem zehnten Aufsatze sehen, wie wenig Maeterlinck Pessimist war. Er ist nur ein ernster Mann, und seine Betrachtung ist ernst.

Eben weil er kein Pessimist ist, darf die elfte Betrachtung von der unsichtbaren Güte reden. Es ist eine zarte, tiefe, dankbare Rede über diese Güte, die aus den Weltfernen wie eine Aetherflut heranrauscht.

Sie ist nicht von dieser Welt und mischt sich doch in unsre meisten Unternehmungen ein. Sie giebt sich nicht einmal die Mühe in einem Blick oder einer Träne sich zu zeigen. Sie verbirgt sich im Gegenteil aus unerforschlichen Gründen.

Je mehr sich eine Seelenbewegung dem Göttlichen nähert, desto mehr sind wir bemüht, sie den Blicken unsrer Brüder zu verbergen.

Giebt es solche, die diese Macht nie empfunden haben? und waren nicht die Schlimmsten unter uns unsichtbar gut? Ich weiß es nicht; es giebt so viele Wesen auf dieser Welt, die an nichts Anderes denken, als wie sie das Göttliche in ihrer Seele entmutigen.

Habe Respekt vor deinem Leben, sagt die zwölfte Rede vom tiefen Leben.

Wir Alle leben im Erhabenen. Worin sonst wollt ihr, daß wir leben? Es giebt keinen anderen Ort für das Leben. Was uns fehlt, sind nicht die Gelegenheiten im Himmel zu leben; die Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit ist es und ein wenig Trunkenheit der Seele.

In der That geboren werden wir an dem Tage, wo wir zum ersten Male tief empfinden, daß es etwas Ernstes und Unerwartetes im Leben giebt.

Wir können derart mehr als einmal geboren werden; und bei jeder dieser Geburten nähern wir uns unserm Gotte ein wenig.

Wenn du nur ein kleines Kämmerlein hast, glaubst du, Gott wäre dort nicht auch, und es wäre unmöglich ein höheres Leben dort zu führen?

... Es giebt keine kleinen Tage.

Am Ausgange dieses Buches von der inneren Schönheit steht das Gedicht in Prosa von der inneren Schönheit, reich an feinen und tröstenden Gedanken. Und inmitten ihrer wieder die Klage, die Maeterlinck von Seite zu Seite ausgesprochen hat, daß die Menschen die kostbaren Inhalte ihrer Seele verderben lassen:

Man könnte in der That sagen, daß die Schönheit die einzige Nahrung unsrer Seele ist; sie sucht allerorten, und selbst im niedrigsten Leben stirbt sie nicht Hungers. Das heißt, es giebt keine Schönheit, die völlig unbemerkt vorüberginge. ... Aber wenn die Menschen beieinander sind, lieben sie sich an niederen Dingen zu berauschen. Sie haben, ich weiß nicht welche seltsame Furcht vor der Schönheit; und je zahlreicher sie sind, desto mehr Furcht haben sie davor, wie sie vor dem Schweigen oder einer zu reinen Wahrheit Furcht haben.

Gerade dieser letzte Aufsatz läßt es noch einmal stark empfinden, wie sehr Maeterlinck in seinem Stoffgebiete, dem Unbewußten, der Ahnungswelt, der geheimnisvollen Einwirkung des Weltganzen in die Seele der Einzelerscheinungen das Heidnische ausgelöscht hat. Das, was einst als das Wirkungsfeld der Dämonen verstanden wurde und was noch heute eine Zugangspforte des Aberglaubens werden kann, das ist von ihm in eine lichte, fromme Betrachtung von der Heiligkeit des Weltgrundes, der seine geheimnisvollen, lauteren Quellen in unserm Seelengrunde aufsprudeln läßt, heraufgehoben worden. Und an die Stelle der bangen Furcht, die sich einst im Anblick der unbegriffenen Wirkungen unbegreiflicher Seelenthätigkeiten regt, hat er die freudig-ernste Verehrung der uns erreichenden Wirkungen des innersten Welt- und Seelenlebens gesetzt.

Die zahlreichen Fragen, die uns unbeantwortet bleiben, sollten von uns billigerweise nicht gestellt werden, — ob nicht die Trennung zwischen den Erscheinungen der Affekte, der Leidenschaften und des Tageswillens einerseits und den Aeußerun-

*) An diese Worte muß man denken, wenn Monna Vanna in Prinzivallis Zelt eintritt. Er selbst wird sie dann sprechen, weil Monna Vanna die Thüre recht öffnete, die rechte Handbewegung machte.

gen des Seelengrundes anderseits der Einheitlichkeit unsres geistigen Menschen nahe tritt? — ob es nicht eine Ueberhebung ist, so sehr gegen die Sprache der Geschichte taub zu sein, wie es durchgängig in diesem Buche der Fall ist? — ob nicht allzusehr die Erfahrungen tiefer Menschen mit Sündennot, Gewissensirrung und dem Schluchzen der Reue unbeachtet geblieben sind?

Dies Buch hat nicht Frager nötig. Wer auf der Suche nach einer Weltanschauung ist, muß mit dem Lichte seiner Herzensnot und Charakternot in mehr Räume schauen, um Wohnung zu finden, als sie Maeterlink aufgeschlossen hat.

Nein. Dies Buch hat dankbare Leser nötig, die fortan auf das Unscheinbare, auf das Seelisch-Zarte, Seelisch-Innige noch mehr achten wollen als bisher, — dankbare Leser, die schweigen wollen, um zu vernehmen, ob nicht doch inmitten des Stimmengewirrs der Erscheinungswelt eine Sprache laut wird, die nicht ganz zu den Dialekten gehört, die uns geläufig sind.

Hermann Oeser

Der finnische Bauer und die Hungersnot

Hoch in Saarijärvis Haiden wohnte
Bauer Pavo. Frostreich war sein Landgut,
Treuen Arms bestellt' er seinen Acker,
Doch vom Herrn erharrte er Gedeihen.
Und er wohnte dort mit Weib und Kindern,
Aß im Schweiß sein karges Brot mit ihnen,
Legte Gräben, pflügte um und säte.
Frühling kam, der Triebschnee schmolz vom Acker,
Schwemmte fort des Ackers halbe Keimsaat;
Sommer kam, es stürzten Hagelschauer,
Abgeschlagen lag der Aehren Hälfte;
Herbst erschien, da nahm der Frost, was übrig.
Pavos Gattin rauft' ihr Haar und sagte:
„Pavo, Pavo, Mann, gezeugt zum Unglück,
Laß zum Stab uns greifen! Gott verstößt uns.
Schwer ist betteln, schlimmer doch — zu hungern."
Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Gott schickt Prüfung nur, doch er verstößt nicht.
Mische Rinde in das Brot zur Hälfte!
Ich will doppelt viele Gräben ziehen,
Doch von Gott will ich Gedeihn erwarten."
Rinde buk ins Brot das Weib zur Hälfte,
Doppelt viele Gräben zog der Alte,
Ging, die Schafe zu verkaufen, kaufte
Saatkorn vom Ertrag und säte Roggen.
Frühling kam, der Triebschnee schmolz vom Acker,
Nichts doch von der Keimsaat schwemmt er mit sich;
Sommer kam, es stürzten Hagelschauer, —
Abgeschlagen lag der Aehren Hälfte;
Herbst erschien, da nahm der Frost, was übrig.
Pavos Weib zerschlug die Brust und sagte:
„Pavo, Pavo, Mann, gezeugt zum Unglück,
Laß uns sterben! Gott hat uns verstoßen.
Schwer ist sterben, schlimmer doch — zu leben."
Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Gott schickt Prüfung nur, doch er verstößt nicht.
Mische doppelt nun das Brot mit Rinde!
Ich will doppelt große Gräben ziehen,
Doch vom Herrn will ich Gedeihn erwarten."
Buk ins Brot sie doppelt viel der Rinde.
Grub der Alte doppelt große Gräben,
Ging, die Kühe zu verkaufen, kaufte
Saatkorn vom Ertrag und säte Roggen.
Frühling kam, der Triebschnee schmolz vom Acker,
Nichts doch von der Keimsaat schwemmt er mit sich;
Sommer kam, es stürzten Hagelschauer, —
Doch die Aehren standen ungetroffen;
Herbst erschien, der Frost blieb fern den Aeckern,
Ließ in Gold sie stehn, des Schnitters wartend.
Da fiel Pavo auf die Knie und sagte:
„Gott schickt Prüfung nur, doch er verstößt nicht."
Und sein Weib fiel auf die Knie und sagte:
„Gott schickt Prüfung nur, doch er verstößt nicht."
Und in Freude sagte sie zum Alten:
„Pavo, Pavo, greife froh zur Sichel!
Jetzt ists Zeit, zu leben frohe Tage,
Jetzt ists Zeit, die Rinde fortzuwerfen
Und aus reinem Roggen Brot zu backen."
Pavo nahm der Gattin Hand und sagte:
„Weib, o Weib, nur der kann Prüfung tragen,
Der den Nächsten nicht verläßt in Nöten.
Mische Rinde in das Brot zur Hälfte!
Unsers Nachbars Acker steht erfroren."

Johann Ludwig Runeberg

Ueber den Dichter finden unsre Leser einen Aufsatz in Nr. 49 unsers Jahrgangs 1891. Den Anlaß zum Abdruck des vorstehenden Gedichtes erkennen sie aus dem Hilferuf für die Hungernden in Finland im heutigen Anzeigenteil. — Eine deutsche Ausgabe von Runebergs Dichtungen, übersetzt von Eigenbrodt ist im Verlag von M. Niemeyer, Halle erschienen. D H

„Neue" Lutherbilder

Die Nachricht, die vor kurzem durch verschiedene Zeitungen ging, daß in Wittenberg ein neues Lutherportrait aufgefunden worden sei, hat sich nicht bestätigt. Es handelt sich vielmehr um einen Kupferstich, der im Jahre 1747 nach einem damals noch vorhandenen Tafelbilde hergestellt wurde. Er schmückt als Titelbild eine Schrift des Wittenberger Professors Georg Wilhelm Kirchmaier (Disquisitio historica de D. Martini Lutheri oris et vultus habitu heroico,*) Wittenberg 1750), der das Gemälde 1740 der Schloßkirche „der Stifftskirche aller lieben Gottesheiligen" geschenkt hatte.

Der Stich unterscheidet sich mehrfach von anderen Lutherbildnissen. Die kräftigen Züge und die lebhaften Augen geben dem Gesicht einen anziehenden Ausdruck. Wie weit nun allerdings die Züge des Originalbildes durch den Leipziger Stecher Bernigeroth getreu wiedergegeben sind, wie weit er sie — vielleicht unwillkürlich — verändert hat, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Der Künstler versichert zwar, daß er „über dem Kopf fast völlige drei Wochen consumieret habe, weil mir alle mögliche Mühe von der Welt gegeben, auch die zartesten Minutissima, in denen Lineamenten, zu observieren, so mir immer möglich gewesen . . . Das Feuer in den Augen habe ebenfalls nach dem Original aufs genaueste exprimiert, und überhaupt Alles gethan, was nach dem Gemälde verlanget werden kann." Diese Versicherung des Stechers können wir aber nicht mehr nachprüfen, weil das Original schon im Jahre 1760 bei der Belagerung Wittenbergs verbrannt ist.

So wird auch eine Entscheidung über den Künstler des Tafelbildes selbst schwer zu treffen sein. Und diese Frage ist nicht ganz von der anderen für uns wichtigeren Frage zu trennen, ob wir hier ein getreues Lutherbildnis vor uns haben. So viel ich sehe, hat sich in der neueren Zeit außer Eduard Flechsig in seinen „Cranachstudien" Niemand mit einer Untersuchung der vorhandenen und teilweise durch Nachbildungen aller Art weit verbreiteten Lutherportraits beschäftigt.

Daß jener Wittenberger Professor Kirchmaier das Gemälde als Originalbild Lucas Cranachs des Aelteren ansah, ist sehr begreiflich, da es nach einer Familienüberlieferung aus der Cranachschen Apotheke herstammen sollte. Diese Ueberlieferung mag ebenso unzuverläßig sein, wie — das Datum, das auf dem Bilde stand: das Bild kann unmöglich im Jahre 1523 gemalt sein. Dem widersprechen andere Darstellungen Luthers noch aus späterer Zeit. Als vierzigjähriger Mann hat Luther noch nicht so gealtert ausgesehen, und die Mönchstracht hat er erst im Jahre 1524 abgelegt. Das Datum ist also sicher gefälscht. Dann erscheint aber das Cranachzeichen ebenso zweifelhaft, zumal auf dem Stiche nicht deutlich zu erkennen ist,

*) Historische Untersuchung über den Heroismus in Luthers Mund und Mienen. D H

welche Form das Künstlerzeichen auf dem Bilde hatte, ob die Schlange mit Fledermausflügeln, die sich bis 1537 auf Cranachschen Werken findet, oder eine solche mit Vogelflügeln, die von da an in der Cranachschen Familie und Werkstatt bis zum Tode des jüngeren Lucas Cranach 1586 verwendet wurde.

Bei dem heutigen Stande der Cranachforschung wird nur ein Kenner wie Flechsig von dem Stich aus einen Rückschluß auf die Echtheit des Bildes ziehen können. Schon im Jahre 1871 lautete das Urteil des bekannten Cranachforschers Schuchardt: der Kupferstich ist gewiß nicht nach einem Cranachschen Gemälde, am allerwenigsten nach einem aus dem Jahre 1523 angefertigt.

Wie unzufrieden man im achtzehnten Jahrhundert mit den damals verbreiteten Stichen und Bildern Luthers war, ersieht man aus einem bei Kirchmaier S. 20 abgedruckten Briefe des Theologen Benjamin Lindner, der lange nach einem passenden Bilde für seine Auszüge aus Luthers Schriften suchte:

> Weil nun der theure Mann Gottes in Kupferstichen, und andren Bildern, meistens ganz deform vorgestellet wird, und ich doch glaubwürdige Nachricht fand, daß er nicht ungestallt gewesen, auch seine Schriften ein munteres, und mit gehörigem Ernste vermischtes freundliches Naturel anzeigen, so entschloß ich mich bald, ihn von einem berühmten Künstler recht sauber in Kupfer stechen zu lassen, es möge mich kosten, was es wolle. Nun war der Kummer um ein accurates Gemälde.

Nirgends fand er „Lutheri Genie“ recht ausgedrückt und vor allem störte ihn „das recht betrübte und melancholische Gesichte“. Endlich fand er ein „schönes, ernstes, aber auch freundliches Angesicht, mit einem grauen Haupt“, an dem er den „sauberen Cranachschen Pinsel gar wohl merken konnte“. Wir sehen daraus, welche Anforderungen man damals an ein Bild Luthers stellte: es sollte den Anschauungen der Zeit über die eigentümliche Größe Luthers entsprechen. Darnach und weniger nach rein historischen Gesichtspunkten wurde die Entscheidung getroffen. Dem Geschmack der Zeit kam also jedenfalls der Stich Bernigeroths entgegen.

Doch selbst wenn das Bild aus der Cranachschen Schule hervorgegangen sein sollte, so bleibt noch immer die Frage offen, ob es ein getreues Bild war, d. h. ob es nach dem Leben gemalt worden war. Die Unterschrift des Stiches behauptet das. Merkwürdig ist nur, warum der Künstler, einerlei wer es gewesen ist, gerade einen Zeitpunkt gewählt hat, in dem Luther einen so häßlichen und ungepflegten Stoppelbart trug. In dieser Form kann Luther den Bart doch nur vorübergehend getragen haben. Da nun die Maler der Cranachschen Werkstatt Gelegenheit genug hatten, mit Luther in Berührung zu kommen, so muß der Künstler auf den Zeitpunkt, in dem er Luther so vorfand, besondren Wert gelegt haben. Das könnte die Zeit nach einer Krankheit gewesen sein — oder nach dem Tode. Aber ich kann doch hier nicht mit der Vermutung zurückhalten, daß das Gemälde vielleicht nach einem Holzschnitt, wie etwa dem S. 610 bei Köstlin, Luthers Leben, wiedergegebenen oder dem von Georg Hirth in den „Bildern aus der Lutherzeit“ S. VI nachgebildeten Holzschnitt, entstanden ist. Da nach dem Daheim Nr. 29, S. 2 das gleiche Portrait sich schon in den Icones virorum Reußners von 1593 findet, so wären auch die Beziehungen des Kirchmaierschen Bildes und Stiches zu jenem zu untersuchen. War vielleicht jenes die Vorlage für das Gemälde?

Nach den Bemerkungen Zuckers im Christlichen Kunstblatt 1903, Nr. 1 ist der Stich selten geworden (Vgl. auch Daheim a. a. O.). Mehrfach wurde er aus der Kirchmaierschen Schrift herausgeschnitten. In dem Exemplar, das unsere Marburger Universitätsbibliothek besitzt, ist der Stich wohl erhalten. In den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts waren schon einmal photographische Nachbildungen verbreitet. Gute Photographieen des Stiches sind neuerdings von dem photographischen Atelier Carl Goldammer in Wittenberg zum Preise von 2,40 (17 : 21 cm) und 1,20 Mk. (Kabinettformat) erhältlich.

Jedenfalls ist es schade, daß die besten Lutherbildnisse Cranachs, die wir haben, die aus den Anfangsjahren der Reformation, nicht allgemeiner verbreitet sind. Unser Blatt hat vor zwei Jahren (1901, Nr. 1) eine Nachbildung des Stiches von März 1521 gebracht, „des größten, schönsten und charaktervollsten gedruckten Bildnisses Luthers von der Hand Lucas Cranachs“ (Flechsig).

So hat auch jüngst die Verlagsbuchhandlung Gerhard Stalling in Oldenburg eine Kupfergravüre nach dem Dresdener Bild Luthers von 1532 (nicht 1533) herstellen lassen. Bei einer Höhe von 95 cm, einer Breite von 73 cm, einer guten Ausführung und dem sehr billigen Preise von 3 Mk. (3,90 Mk. frei mit Nachnahme) kann das Blatt in der That ein willkommener Wandschmuck für evangelische Häuser sein. Allerdings ist es zweifelhaft, ob das Dresdener Exemplar eine eigenhändige Arbeit Lucas Cranachs ist.

Eine wissenschaftliche Untersuchung der Lutherbildnisse von kunsthistorischem Standpunkt aus, die sie zugleich mit den litterarischen Nachrichten über Luthers Aussehen vergleicht und eine Geschichte des Lutherportraits giebt, ist ein dringendes Bedürfnis. Wie ich höre, bereitet Johannes Ficker in Straßburg für die von ihm herausgegebenen Studien über christliche Denkmäler eine solche Publikation vor. Das Resultat wird gewiß die darauf verwendete Mühe reichlich lohnen.

Johannes Bauer

Verschiedenes

Herders Konversationslexikon, über das ich Jahrg. 1902 Nr. 16 berichtete (160 Hefte zu 50 Pfg. oder 8 Bände zu 12,50 Mk. Freiburg, Herder) hat den ersten Band abgeschlossen.

Mit größter Entschiedenheit zeigt es, daß es der modernen Kultur und ihrer Geschichte gegenüber auf dem katholischen Standorte wurzelt und wachsen will. So wird es für uns ein wertvolles Hilfsmittel, auf allen Kulturgebieten das Bild zu kontrollieren, das unsere katholischen Mitbürger sich von den Dingen machen lassen und machen. Dabei vermeiden es die Gelehrten des Lexikons durchaus, gegen uns zu polemisieren. Sie teilen schlicht mit, was ihnen als Thatsache erscheint. Ueber den „Atheismus“ z. B. versichern sie: „Grund des A. ist zuletzt der böse Wille des Menschen, der keinen Gebieter über sich erkennen will, seine letzte praktische Folgerung Vernichtung jeglicher Rechtsordnung und Leugnung jeder Autorität.“ Da im Satze vorher gelehrt wird: „Zum Atheismus führt auch die Behauptung, daß die menschliche Vernunft Uebersinnliches nicht zu erkennen vermöge (Positivismus und verwandte Standpunkte)“, so kann sich Jeder selbst die nötige Folgerung ziehen, daß die protestantische deutsche Kultur des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Wege zum Atheismus oder schon ganz atheistisch ist, daß, wer sich zu dieser Kultur bekennt, voll bösen Willens strebt, jegliche Rechtsordnung zu vernichten, — daß es demnach Rechtens ist, ihn auch rechtlich zur Verantwortung und Strafe zu ziehen. Aber solches Konsequenzen-Ziehen ist keine ersprießliche Thätigkeit — — auch für uns nicht. Viel nützlicher ist es, anzuerkennen, mit welcher Schüchternheit hier die offizielle Lehre von dem, was mit Ketzern zu geschehen habe, ausgesprochen, vielmehr nur angedeutet ist. Oft genug findet sich sogar ein kräftiges Eingehen auf moderne Bestrebungen, ein wirkliches Bejahen und Bearbeiten wichtiger Gebiete unserer Kultur. Trefflich ist in dieser Hinsicht der lange Artikel „Arbeiterfrage“, bei dem nur ganz am Ende der Passus nachhinkt: „Uebrigens werden alle Reformen nichts helfen, wenn es nicht gelingt, den religiösen Geist in den Arbeitern zu wecken . . . deshalb muß vor Allem das Wirken der Kirche in jeder Weise gefördert . . . werden.“ Die Leistungen protestantischer Wissenschaft werde soviel als möglich anerkannt, auf die Werke unserer Kirchenhistoriker wird ausgiebig verwiesen. Sogar auf einem so heiklen Gebiete wie dem der religiösen Kunst heißt es von der unserm Empfinden nach durch und durch lutherischen Musik Johann Sebastian Bachs, sie sei die „Blüte heiligen Gesanges“. Eine vorsichtig ablehnende Haltung wird gegen die moderne Naturwissenschaft eingenommen; schwach ist der Artikel „Abstammungslehre“, der zwischen Deszendenz und Selektion nicht scharf genug unterscheidet. Bei den historischen Aufsätzen ist für den Protestanten oft interessanter, was verschwiegen, als was mitgeteilt wird. Wer also hier katholische Kultur studieren will, wird immer auf einen Vergleich des Herderschen Artikels mit Meyer, Brockhaus, den vortrefflichen „Holtzmann und Zoepffel“ oder Kohlschmidts neuem Kontroverslexikon (vgl. nächsten Artikel) angewiesen bleiben. Vgl. z. B. Ailly, Albigenser, Augsburgische Konfession. Doch wird mit offener Sachlichkeit von dem „sittenlosen Leben“ Alexander Borgias gesprochen, das er „auch weiterführte, als er, hauptsächlich durch simonistische Umtriebe, Papst geworden war“. Besondere Beachtung verdienen die instruktiven populären Aufsätze über alles Katholisch-Kirchliche in engerem Sinne: Lehre, Kultus, Organisation. Meisterartikel in dieser Hinsicht sind: Beichte, Ordensgenossenschaften (z. B. unter A über den Orden von der ewigen Anbetung), Altar. Endlich ist die Sorgfalt bei den biographischen Angaben sehr zu rühmen. F M Schiele

Protestantisches Taschenbuch. Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes herausgegeben von Lic. Oskar Kohlschmidt. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Carl Braun 1903. Erste Lieferung 75 Pfg.

Wieder ein neues enzyklopädisches Werk, neben Realenzyklopädie, Bibellexiken, deutschen wie englischen, Kirchenlexiken, Konversationslexiken u. A.! Die Zersplitterung der modernen wissenschaftlichen Arbeit, und nicht bloß dieser, erheischt gebieterisch derartige Kompendien. Diesmal ists ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen! Etwa eine Schatz- und Rüstkammer der Polemik? Nein, glücklicherweise nein, wenigstens soweit man nach der vorliegenden ersten Lieferung urteilen kann, sondern ein Lexikon, in dem man sich rasch und doch zugleich gründlich über die Materien der Konfessionskunde, speziell die Streitfragen zwischen Katholizismus und Protestantismus unterrichten kann. Und das Sine ira et studio*), soweit es auf diesem Gebiete, auf dem naturgemäß ein starkes subjektives Empfinden zur Geltung kommen muß, überhaupt möglich ist, hat als Leitmotiv vorgeschwebt, ganz offenkundig. Ausfälle und Polemik sind vermieden, statt dessen werden mit Vorliebe (und mit vollem Rechte) Thatsachen nach den Quellen, oft in wörtlichen Zitaten, aufgeführt — immer das beste Mittel zu überzeugen, wofern es nicht einseitig d. h. in aus dem geschichtlichen Konnex gerissenen Zitaten angewandt wird.

Hie und da freilich merkt man doch die Fechterstellung hinter den Worten, und manchmal geht es auch ohne einen Hieb nicht ab — hoffentlich in den folgenden Lieferungen immer weniger, es würde nur zum Vorteil der Sache dienen. Warum z. B. sogleich im ersten Artikel (Aachen) den Satz: „Urkundliche Akten fehlen im Stadtarchiv — durch den Brand von 1656 oder?" Ist ein Verdacht da, daß katholischerseits Akten fortgeschafft wurden, gut, so teile man die Verdachtsmomente mit; ist er nicht da, so schweige man, ein Fragezeichen, das in dieser Form eben doch eine Verdächtigung ist, erscheint unangebracht. Zu schroff dürfte auch der Artikel „Abendmahl" ausgefallen sein, wenn er dem Priestertum als solchem allein die communio sub una**) zuschieben will; das ist nicht richtig, wie Smend in seinem Buche „Kelchspendung und Kelchversagung" nachgewiesen hat. Auch sonst (vgl. z. B. den Artikel Arbues) hätte im Interesse der Sachlichkeit gemildert werden können, aber, wie gesagt, diese polemica verschwinden hinter dem Zweck, objektive Belehrung auf dem Gebiete der Konfessionskunde, zumal der schwebenden aktuellen Fragen, zu geben — und das ist aufs Freudigste zu begrüßen.

In der Anlage ähnelt das Taschenbuch dem Holtzmann-Zöpfelschen Lexikon, der Druck ist der gleiche (in Kolumnen mit Heraushebung des Stichwortes), am Ende jedes Artikels die wichtigste Litteratur verzeichnet. Die Auswahl der Artikel ist sehr geschickt und von glücklichster Weite. Die Kirchengeschichte, das Neue Testament, die soziale Frage, die Philosophie finden neben den konfessionellen Fragen Berücksichtigung, natürlich immer mit Zuspitzung auf den Zweck des ganzen Buches. So wird z. B. im Artikel „Arius" Görres' Athanasius erwähnt. Vortrefflich sind die Statistiken, wie für Amerika, Armenien, Altkatholiken u. A. Nicht alle Artikel sind gleich gut; das ist nun einmal nicht zu vermeiden. Bei dem Artikel „Arbeitervereine" z. B. muß man sehr zwischen den Zeilen lesen, um den Unterschied der älteren und jüngeren Richtung zu verstehen; „ganz im Gegensatz" zu den städtischen Armenordnungen steht Luther nicht; die Unechtheit der canones Sardicenses steht noch zur Diskussion und sollte nicht so bestimmt behauptet werden. Am besten sind meines Erachtens die kirchenrechtlichen Artikel, am schwächsten die Bezugnahmen auf das Neue Testament. Genau wie in der Realenzyklopädie wird ängstlich jede Kritik vermieden. Da wird der Apostel Johannes um das Jahr 100 in Kleinasien der Apostel der Liebe, und Matth. 16 18 f. Joh. 21, 15 f. sind als Herrenwort gewertet. Es sollte doch nicht geleugnet werden, daß Matth. 16, 18 f. eben doch ein „Vorrang" des Petrus ausgesprochen ist, wie er einen solchen innerhalb der Urgemeinde auch besessen hat, wenngleich nicht „amtlich" — hier giebt das Vaticinium ex eventu***) die einzig richtige Erklärung.

Die vorliegende Lieferung reicht bis zum Artikel „Aufklärung". Nach Abschluß des Ganzen werden wir auf das Werk zurückkommen. Der Beachtung sei es schon jetzt dringend empfohlen. Entspricht die Fortsetzung dem Anfang und werden die kleinen Mängel noch ausgeglichen, so wird es als Handbuch bald unentbehrlich werden.

Walther Köhler

Kleine Mitteilungen. In eigener Sache. Die Redaktion hat in letzter Zeit den Druck dreier Berichtigungen abgelehnt. Mißgünstige Blätter haben darüber großes Geschrei erhoben. Nun wäre es ja für mich persönlich viel bequemer und angenehmer gewesen, die Manuskripte zu veröffentlichen: man giebt sie in die Presse, der berichtigte Autor antwortet darauf und aller Gerechtigkeit ist Genüge geschehen. Wenn ich diesmal anders handelte, so hatte ich meine Gründe dazu, die ich so lange als möglich der Oeffentlichkeit nicht vorlegen möchte. Ich kann nur die Leser bitten, der Redaktion zu vertrauen. Sollte aber das ehrenrührige Geschrei jener Blätter nicht aufhören, so würde ich allerdings nicht zögern, die wichtigeren Dokumente unsern Lesern vorzulegen.

D. Frieder. Unsre zum neuen Quartal neueingetretenen Abonnenten können eine herzliche Entschuldigung vom Herausgeber beanspruchen. Sie waren am wenigsten in der Lage, den Artikel in Nr. 14 „Vertrauliche Versammlung kirchlicher Männer in Berlin" hinzunehmen, wie er gemeint war: als Fiktion. Unsre älteren Leser sind ja wohl sämtlich bald hinter die wahre Meinung des Artikels gekommen. Um einen Aprilscherz handelt es sich ganz und gar nicht, ein solcher erreicht seinen Zweck, wenn recht viele auf die Unwahrheit „hereinfallen"; dieser Artikel in Nr. 14 trägt von Anfang bis zu Ende die ernstesten Sachen vor und sucht die Teilnahme der Leser dafür zu gewinnen. Er will vor allen Dingen denen, die es angeht, zu Gemüte führen, daß diese vertrauliche Beratung jetzt hätte stattfinden müssen und daß diese Rede hätte gehalten werden müssen, wenn man verstanden hätte, was die Zeit fordert.

Finland. Zu unserm Aufruf für die Hungernden in Finland möchten wir nicht verschweigen, daß nach Wolffs telegraphischem Korrespondenz-Büreau der Russische Regierungsbote unter dem 9. April meldet: „Der Kaiser befahl, daß das 1902 beim finländischen Staatssekretariat errichtete besondre Komitee zu Spendensammlungen für das notleidende Finland am 1. April 1903 seine Thätigkeit einstelle." Wir hoffen, bis zum Erscheinen unsrer nächsten Nummer weitere Nachrichten einziehen zu können.

Der Todestag Jesu. Zu unsrer Notiz über das Datum des Karfreitags geht uns von Professor Achelis in Königsberg eine Mitteilung zu, die seinen Aufsatz, der unser Referat veranlaßte, berichtigt. Während der Amtszeit des Pilatus ist der 14. Nisan einmal auf einen Freitag gefallen, nämlich am 3. April 33, ebenso aber der 15. Nisan einmal, am 7. April 30. Zur Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten können die angeführten Stellen aus Lukas (3, 1) und Johannes (2, 20) dienen; sie führen beide auf das Jahr 30 als Jesu Todesjahr. Danach ist das wahrscheinliche Datum des Karfreitags der **7. April 30.** Das war in jenem Jahre der erste Tag des Passah; also hätte die Darstellung der Synoptiker Recht, nicht die des Johannes.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

*) Ohne Antipathie und Leidenschaft D H

**) Kelchversagung an Laien. D H

***) Weissagung auf Grund des schon Erfolgten. D H

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Cöthen. Dienstag 28. April nachmittags 3 Uhr in Rumpfs Hotel: Inwiefern hat das Christentum das Recht, als die Weltreligion zu gelten? (Diakonus Exter Güsten.)

Dresden. Mittwoch 29. April 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2 I. Stock: Buddhismus und Christentum (Meier).

Hannover. Mittwoch 29. April 5 Uhr bei Wachsning, Schillerstr. 25: Die religiöse Entwickelung als Konsequenz des naturwissenschaftlichen Fortschritts.

Magdeburg. Mittwoch 22. April 4 Uhr im Stadtmissionshaus, Hasselbachstr. 1: Religion als Schöpfung (Bonus).

Am 29. März entschlief in Gnesen nach schweren, in der Kraft des Glaubens und der Hoffnung getragenen Leiden unser teurer Freund, Pastor

Ernst Otto

im Alter von 32 Jahren.

Im Namen seiner Freunde:
Karl Greulich,
Pastor a. d. Kreuzkirche in Posen

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst
62. Jahrgang 1903
Wöchentlich ein Heft von 56 Seiten in Lexikonoktav
Vierteljährlich 6 Mark; das einzelne Heft 50 Pfg.
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig
Inhalt der Nummer 15 vom 9. April 1903:
Nationalität und Kultur. Von Otto Kaemmel — Der Seemann und seine soziale Lage. Von E. Fitger — Judentum und Christentum im Römischen Reiche. (Schluss) — Bismarck in Varnhagen von Enses Tagebüchern (1835 bis 1858) — Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. Eine Fusswanderung — Das wundertätige Schlangenkraut in Mythen, Sagen und Märchen — Feuer! Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. (Fortsetzung) — Massgebliches und Unmassgebliches: Finland; Zwei Rabbiner über den Talmud; Illusionen moderner Kinder — Aus Landwirtschaft, Industrie und Handel.

Aufruf für Finland

Finland ist gegenwärtig von großer Not heimgesucht infolge der Mißernte, die im letzten Jahre besonders die beiden nördlichsten Gouvernements Uleaborg und Kuopio betroffen hat. Der Frühling und der Anfang des Sommers waren ungewöhnlich kalt gewesen, Eis und Schnee bedeckten Seen und Land bis tief in den Juni hinein, so daß die Ackerbestellung außerordentlich verspätet wurde. Dann verzögerte die anhaltend kalte und regnerische Witterung die Entwicklung der Saaten, und der starke Regenfall führte Ueberschwemmungen herbei, die alle Wiesen und niedriger gelegenen Felder andauernd unter Wasser hielten. Schließlich vernichtete der sehr zeitige Eintritt von Frost und Schneefall im Herbste die letzten Hoffnungen auf eine noch so geringe Ernte. Seit dem schrecklichen Hungerjahr 1866—67 hat das Land keine so schwere völlige Mißernte und Not erlebt wie jetzt. Ohne die bedeutenden Fortschritte des Verkehrswesens würde diesmal das Elend sogar noch größer sein als damals. Gegen 250000 Menschen würden einer schweren Hungersnot anheimgefallen sein, wenn nicht schnellste Hülfe eingegriffen hätte. In den schwer zu erreichenden Kreisen nährt sich jetzt schon das Volk mit Brot, das zum großen Teil aus Baumrinde, Renntiermoos, Stroh, Kleie besteht. Zum Hunger gesellt sich bei ärmern Leuten, die keinen Verdienst mehr hatten, Mangel an Kleidung, und als leidiges Gefolge des Elends, der Blöße und des Hungers haben sich auch allerlei Krankheiten eingestellt. Dieser außerordentlichen Notlage ist man nun sofort mit umfassenden Maßregeln entgegengetreten. Ein Zentralkomitee hat sich in Helsingfors gebildet, das durch Vertrauenspersonen an Ort und Stelle dem Elend wirksam zu steuern bestrebt ist. Die Hülfeleistung ist aufs zweckmäßigste organisiert. Niemals erhalten arbeitsfähige Leute Gaben umsonst, sondern Notstandsarbeiten werden angeordnet, die dann mit Mehl oder anderen Lebensmitteln bezahlt werden. Nur die Alten, Kranken und Kinder werden direkt unterstützt. Alle schwächlichen Kinder sind in 18 Kinderheimen untergebracht, damit sie durch gesunde Nahrung und Pflege vor dem Untergang bewahrt und den Eltern die Versorgung ihrer übrigen oft zahlreichen Kinderschar erleichtert wird. Die Schulkinder werden in 50 Schulküchen mit nahrhaftem Essen, außerdem mit der nötigen Kleidung versorgt. Außer der Einrichtung der mannigfaltigsten Notarbeiten — für die Frauen in besonderen Arbeitsstuben Spinnen, Weben, Nähen, für die Männer Holzfällen, Brücken- und Wegebau oder Handfertigkeitsarbeiten — werden den Bauern Darlehn gegeben unter der Bedingung, daß sie sich zur Einführung rationeller Arbeitsmethoden bei ihrem Landbau verpflichten. Diese Prämiendarlehen scheinen eine besonders günstige Wirkung zu erzielen. Alle diese Hülfsmaßregeln erfordern natürlicher Weise große Summen. Es hat auch nicht gefehlt an hervorragender Opferwilligkeit. Ohne besondere Aufrufe oder andere Veranstaltungen sind dem Zentralkomitee Gaben in Geld oder Sachen reichlich zugeflossen, in erster Linie selbstverständlich aus dem eigenen Lande, aber auch aus England, Amerika, den Ostseeprovinzen und Rußland. Trotzdem bleibt noch immer viel zu thun, und die Hülfsbereitschaft muß unausgesetzt anhalten, ja, sich noch verstärken, wenn das beabsichtigte Ziel erreicht werden soll. Denn aller Voraussicht nach wird die Not im Frühjahr noch wachsen, da in den ersten Notmonaten noch manche kleine Leute von ihren geringen Ersparnissen leben konnten. Zudem muß für Beschaffung hinlänglicher Mengen Saatkorn für die Frühjahrsbestellung gesorgt werden. Das Komitee hat es aus vielen Gründen vermeiden wollen, von sich aus die Teilnahme und Hülfe des Auslandes durch die Presse anzurufen. Soweit vom Ausland Unterstützung gekommen ist, hat immer private Anregung den Antrieb dazu gegeben. Vielleicht wird diese kurze, sachliche Schilderung der Not auch in Deutschland Herzen willig machen, dem schwer heimgesuchten Lande einen Thatbeweis herzlicher Teilnahme zu geben. Rasche Hülfe ist doppelte Hülfe. Zur Vermittlung von Gaben erklären sich gern bereit Pastor Dr. v. Rohden in Düsseldorf-Derendorf, Fabrikbesitzer Wolfgang Reuter in Wetter a. d. Ruhr, Pastor R. Kirstein in Templin (Uckermark), Professor D. Titius in Kiel, Geh.-Rat Professor Dr. Eucke in Jena, Dr. W. Eigenbrodt in Jena, Geh.-Rat Professor Emde, Präsident der Akademie der Künste in Berlin, und der Herausgeber d. Bl.

[Um Abdruck dieses Aufrufs wird gebeten.]

Zimmersche Anstalten.
Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat
III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.
IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.
V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

PIANOS von M 350.— an.
Harmoniums von M 80.- an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Man verlange und verbreite
Probenummern
der Christlichen Welt

Bücher liefern u. kaufen: Angebote sofort. Katalog gratis. **Krüger & Co. Leipzig**

Wer von den Leiden der zum Christentum Bekehrten in muhammedanischen Landen, wie von der trefflichen Bekämpfung des Islam eine Vorstellung gewinnen will, der greife nach dem Buch

Muir: Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien

das er sicher nicht unbefriedigt und ohne Gewinn für die eigene Glaubensgewißheit aus der Hand legen wird. Zwickauer Wochenblatt

Preis 1.50 Mk.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

Eugène Casalis, Meine Erinnerungen

Anschauliche Schilderungen, geistreiche, oft humorvolle Darstellung und fromme Denkungsart ziehen sich sympathisch durch das Buch hindurch und machen die Lektüre außerordentlich fesselnd. Schade, daß der begabte Verfasser seine Erinnerungen so früh abgebrochen hat! Evang. Missionen

Preis 2.50 Mk.

Verlag der Deutschen Orient Mission, Berlin W. 10

Die unterzeichnete Buchhandlung bringt hiermit zur Kenntnis der sich dafür Interessierenden, daß sie die 3. neueste Auflage der

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche

begründet von **Herzog,** redigiert von Professor **Hauck,** zu ganz kleinen Teilzahlungen abgiebt. Wir versenden auf Anfragen ausführlichen Prospekt und alles Nähere portofrei.

Bormann & Greiner
Leipzig Plagwitz Friedrichstr. 7

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart u. Berlin

Soeben erschienen!

D. Bernhard Weiß:

Die Religion des Neuen Testaments. Geheftet 6 M. In Halbfranzband 7 M. 50 Pf.

Lehrbuch der biblischen Theologie des Neuen Testaments. Siebente verbesserte Auflage. Geheftet 12 M. In Halbfranzband 13 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch zu Tagespreisen, d. h. 5 Pfennig über den Hamburger **Großhandelspreis** für feinste Butter,

laufende Woche 123 Pfennig

Bei regelmäßiger Abnahme das ganze Jahr 120 Pf. Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Dissertationen jeder Art liefert schnell in solider Ausführung zu mässigem Preis Druckerei Bauer, Marburg a. Lahn

Christliche Familienabende. Gesammelte Vorträge von P. **Schliepe** und Prediger **Liedtke.** Drittes Bändchen. Jedes Bändchen kostet 1,50 M. geb. 1,80 M.

Die Neu-Irvingianer od. d. **„Apostolische Gemeinde".** Ihre Geschichte, Lehre u. Verfassung. Von Pfr. **K. Handtmann.** 1 M.

Wer sich über die sog. „Apostolische Gemeinde" informieren will, greife zu diesem Buche, das über die Geschichte wie auch über die Lehre und Praxis dieser Sekte klare Auskunft gibt.

(C. Bertelsmann in Gütersloh.)

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg